Zeitschrift: Schweizerische Kirchenzeitung : Fachzeitschrift für Theologie und Seelsorge

Herausgeber: Deutschschweizerische Ordinarienkonferenz

Band: 180 (2012)

Heft: 29-30

Heft

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 09.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

29–30/2012 • 19. JULI • 180. JAHRGANG ISSN 1420-5041 • FACHZEITSCHRIFT UND AMTLICHES ORGAN

Schweizerische Kirchen-Zeitung

PLÄDOYER FÜR DEN «KLEINEN» GLAUBEN

Wir kennen sie alle, jene, die den richtigen Glauben «besitzen» und ihn andern Mitmenschen hämisch absprechen, sie mit Sanktionen belegen, den rechten Glauben einbläuen mit fixen Formeln. Und nun kommt einer, der nicht nur Verständnis, sondern sogar Sympathie hat für die Randständigen in der Kirche, für jene, die nicht mehr glauben können, oder jene, die an der Kirchenleitung verzweifeln, auch jene, die an sich selbst zweifeln. Er zitiert wiederholt Friedrich Nietzsche, immer mit Respekt und oft mit Zustimmung, er erwähnt Eugen Drewermann und Hans Küng, den mutigen Franzosen Joseph Moingt, den jüdischen Philosophen Emmanuel Levinas und den Italiener Gianni Vattimo. Natürlich zitiert er auch Joseph Ratzinger/Benedikt XVI., Johannes Paul II., immer freundlich und manchmal fragend, aber auch alte Kirchenväter, und immer wieder die Bibel.

Wer ist dieser Autor?

Er wird langsam berühmt im deutschen Sprachbereich, stammt aber aus Tschechien. Er wurde 1948 geboren, studierte Psychologie und Soziologie, wurde 1978 heimlich zum Priester geweiht (nicht einmal seine Mutter, bei der er wohnte, durfte es wissen) und geriet dann plötzlich mit der «samtenen Revolution» in die Freiheit. Diesen Schock haben nicht alle Leute gut verkraftet, entweder waren sie politisch kompromittiert und mussten schauen, wie sie damit zu Rande kamen, oder sie waren als Opfer gekennzeichnet bis ins Innerste, und wer einen festen Glauben hatte, musste zusehen, wie das Glaubensleben – jedenfalls in der Öffentlichkeit – dahinschmolz wie der Schnee an der Frühlingssonne. Tomáš Halík heisst dieser Autor, dessen Buch, das hier anzuzeigen ist, 2007 auf Tschechisch veröffentlicht wurde; 2010 kam es auf Deutsch heraus und erreichte in einem Jahr vier Auflagen; kürzlich wurde es vom «Jahreskongress der europäischen Vereinigung für katholische Theologie» zum «besten religiösen Buch Europas» gekürt – und nach einlässlicher Lektüre würde ich sagen: mit höchstem Recht, auch wenn ich nicht alle religiösen Bücher Europas gelesen habe – es ist einfach unübertrefflich.

Der Titel und sein Inhalt

Der Haupttitel und der Untertitel könnten zunächst Befremden auslösen: «Geduld mit Gott. Die Geschichte von Zachäus heute» (Aus dem Tschechischen übersetzt von Vratislav J. Slezak. Textrevision: Angella Demattio, Johannes Langer und Otfrid Pustejovksy. [Herder Verlag] Freiburg-Basel-Wien, 4. durchgesehene und verbesserte

493 GEDULD MIT GOTT
495 LESEJAHR
498 VATIKANUM II
501 KIPA-WOCHE
510 JERUSALEM
514 AMTLICHER TEIL

GEDULD MIT GOTT

Auflage 2011, broschiert, 258 Seiten). Der Haupttitel wird durch eines der vier Mottos zu Anfang des Buches erklärt. Aber nur schon diese zeigen die Richtung der Gedankengänge an: Augustinus, Theresia von Lisieux (diese «kindliche, aber keineswegs infantile Frau», wie er anhand vieler Zitate zeigt) und Simone Weil. Aber der vierte ist hierzulande nicht bekannt: Adel Bestravos. Das Internet gibt Auskunft: Es handelt sich um einen ägyptischen Christen, 1924–2005, Jurist und Diakon der koptischen Kirche, verheiratet, mit Kindern. Er hat folgenden überraschenden Satz geprägt: «Geduld mit anderen ist Liebe, Geduld mit sich selbst ist Hoffnung, Geduld mit Gott ist Glaube.» Der Glaube ist eben nicht immer himmelhoch jauchzend, eher selten, sondern (heute vor allem) ein Suchen, ein Ausschauhalten, ein geduldig Nach-Antworten-Tasten inmitten der vielen Fragen.

Zachäus und wir Christen heute

Und was hat Zachäus hier zu suchen? Man kennt wohl die Geschichte aus dem Lukas-Evangelium: Jesus kommt nach Jericho, die Leute drängen sich auf der Strasse, der kleinwüchsige Zachäus, Zolleinnehmer (eine in dem von den Römern besetzten Land wenig beliebte Berufsgattung), steigt auf einen Feigenbaum und hält Ausschau nach Jesus; der richtet seinen Blick auf ihn und fordert ihn auf, herunterzusteigen, er wolle bei ihm zu Hause einkehren. Darauf antwortet der Mann recht reuevoll und verspricht, sein bisheriges Leben zu ändern.

Und was hat das mit uns heute zu tun? Tomáš Halík meint, wir seien allesamt ein wenig Zachäus oder sollten es sein, das heisst Leute mit zunächst wenig Aussicht, Jesus richtig zu treffen, und auch meist mit wenig ansprechender Vergangenheit. Und diese Selbsteinsicht würde unsere Einstellung zu allen anderen, die uns in dieser Situation gleichen, wohltuend umformen.

Gesetzlichkeit ausgeblendet, Liebe eingefordert

Hier wird nicht ein Gottes- und Menschenbild vorgestellt, das eigentlich nur entmutigen kann: ein übermächtiger Gott, ein auf Vollkommenheit getrimmter Mensch – und wehe, wenn man dem nicht entspricht, also sagen wir einmal beispielshalber: wenn man als Geschiedener wieder heiratet, wenn man eine andere sexuelle Ausrichtung hat als die «übliche», wenn man einer nicht «als Kirche im eigentlichen Sinn» zu bezeichnenden Glaubensgemeinschaft angehört (diese Beispiele bringt Halík nicht, aber sie ergeben sich zwanglos aus seinen Ausführungen). Tomáš Halík ist weit davon, diese und andere Tatbestände zu «relativieren», es geht ihm primär darum, im Mitmenschen, gleich welcher Art, den Bruder und die Schwester zu sehen, weniger auf rationale Ableitungen zu achten als auf die Bezeugung der Liebe. Und Liebe nicht in einem oberflächlichen, billig auszudeutenden Sinn, sondern mit Verantwortung gepaart.

Primär geht es dem Autor um alle Menschen, die nicht im traditionellen festgefügten Glauben (mehr) verankert sind, wobei für den «Verlust» vielerlei Ursachen auszumachen sind. Sie können äusserer Art sein: Politische, wirtschaftliche, soziale Gründe mögen mitspielen, aber auch innere Erfahrungen, nicht zuletzt mit «der Kirche» selbst, das heisst häufig mit ihren Vertretern, mit ihren Entwicklungen, mit ihren Einstellungen im Verlauf der Zeit und angesichts der verschiedenen Umstände.

Nie sollen wir herablassend urteilen, sondern verständnisvoll auf die Leute eingehen. Und um das handgreiflich zu machen, spinnt Tomáš Halík die Zachäus-Geschichte phantasievoll in mehrere Richtungen weiter. Immer bleibt Zachäus der treue Jude, in der Tradition Abrahams, Isaaks und Jakobs, mit den Riten und Glaubensformen seiner Religion vertraut; aber er bleibt auch immer ein ganz gewöhnlicher Mensch mit seinen Aufschwüngen, Versprechen, mit seinem Versagen und Kleinmut. Das alles sollen wir im Mitmenschen sehen und geduldig aufnehmen, dabei aber immer mitbedenken, dass wir ja selber auch an dieser Sorte Mensch-Sein teilhaben, was dann eben Geduld mit sich selber verlangt, lebenslang.

Geduld mit der Kirche

Vor allem auch plädiert er für Geduld mit der Kirche (ganz gleich, was man darunter versteht: die Hierarchie, die Ortskirche, die Mitchristen insgesamt, die überlieferte Lehre, die Liturgie) und braucht dazu ein humorvolles Bild aus dem berühmten Ritterroman «Don Quijote» von Cervantes: Dulcinea de Toboso ist die vom selbsternannten Ritter Don Quijote in seiner Phantasie als Geliebte und Edeldame erkorene Frau, die in Wahrheit eine eher grobschlächtige einfache Person war, die Sancho Panza auch als solche – und erst noch übertreibend – wahrnimmt. Die Kirche ist in den Augen ihrer Gläubigen reihum, quer durch Zeit und Raum, auch oft als unübertreffliches Ideal dargestellt worden, aber oft auch als unausstehliche Institution. Wir müssen von beiden Bildern abkommen und uns bewusst sein, dass sie – wie Dante Alighieri von seinem Werk «Divina Commedia» sagte – ein Gebilde ist, an dem Himmel und Erde geformt haben. Wir sollen als suchende, geduldige Menschen stets auf der Fährte sein, um Gott im Menschen zu begegnen (das Antlitz Gottes offenbare sich im Antlitz des Mitmenschen, sagte Levinas) und stets nach ihm Ausschau zu halten.

Iso Baumer

Dr. Iso Baumer, geboren 1929 in St. Gallen, studierte Sprach- und Literaturwissenschaft und war als Gymnasiallehrer in Bern und Lehrbeauftragter für Ostkirchenkunde an der Universität Freiburg (Schweiz) tätig. Er befasste sich früh mit Theologie und verfasste viele Publikationen zur westlichen und östlichen Kirchengeschichte (religiöse Volkskunde, Ostkirchenkunde).

AM ANDEREN UFER DER ERFAHRUNG

18. Sonntag im Jahreskreis: Joh 6,24–35

Es sind «Brotwochen», durch die uns die Leseordnung führt. Das Brotwunder nach Markus am 16. Sonntag im Jahreskreis, das Brotwunder nach Johannes am 17., die Brotrede Jesu am 18., 19. und 20. Sonntag. Ursula Rapp hat die politische Dimension des Brotes aufgezeigt: Jesus verbindet sich und seine Nachfolgerinnen und Nachfolger mit den hungernden Menschen, die unter ungerechten Verhältnissen leiden, für die die schlechten Hirten verantwortlich sind. Hans Rapp hat aufgezeigt, dass Johannes seine Brotgeschichte von der Geschichte des Elischa her erzählt: Der Ort, wo die Fülle des Brotes erfahrbar wird, der Ort, wo Jesus ist, ist der Ort Gottes, ein neuer Tempel.

Was in den Schriften geschrieben steht

Am Anfang der heutigen Perikope wird dieser Ort aufs Neue gesucht. Die Menschen suchen zuerst dort, wo sie die Erfahrung gemacht haben, dass Brot in Fülle für sie da ist. Aber da ist Jesus nicht mehr. Die Erfahrung ist vorüber. Sie suchen und finden ihn schliesslich am «anderen Ufer des Sees», in Kafarnaum. Wo genau, steht hier nicht. Meine Ausgabe der Einheitsübersetzung nimmt es in der Zwischenüberschrift vorweg, wenn sie von der «Rede in der Synagoge von Kafarnaum» spricht. Das Evangelium verrät erst am Ende der Rede, in Vers 59, wo sich all das abgespielt hat. Ein Zufall? Ein Versäumnis? Wohl kaum. Stattdessen setzt Johannes damit wohl einen wichtigen Schlussimpuls für das Verständnis des gesamten Textabschnittes:

Der Ort der Erfahrung ist wichtig. Er ist das Erste. Aber der Ort der Deutung des Erlebten, der Ort am anderen Ufer der Erfahrung, ist genauso wichtig. Auch er ist Ort Gottes, ein neuer Tempel. Und dieser Ort ist: die Synagoge. Was geschieht an diesem Ort?

- Hier wird gelehrt: «Amen, amen, ich sage euch …»;
- Hier wird gefragt: «Was müssen wir tun, um die Werke Gottes zu vollbringen?»
- Hier wird die Schrift gelesen und ausgelegt. Es wird die gegenwärtige Erfahrung der Menschen mit den Zeugnissen der Tradition in Verbindung gebracht: Die Menschen erinnern: «Unsere Väter haben das Manna in der Wüste gegessen, wie es in der Schrift heisst: Brot vom Himmel hat er uns gegeben» (Ps 78,24 als nacherzählende Auslegung von Ex 16); Jesus macht diese Erfahrung gegenwärtig: «Nicht Mose hat euch das Brot vom Himmel gegeben, sondern mein Vater gibt euch …»;
- Hier wird auch gemurrt (6,41), wie während der Wüstenwanderung des Volkes, und es wird gestritten (6,52), wobei sich Jesus durchaus als leidenschaftlicher Mitstreiter erweist.

Dieser Ort, die Synagoge, der Ort der Lehre und des Lernens, der Auseinandersetzung und der Verbindung der Gegenwart mit der Überlieferung, ist genauso wichtig wie der Ort der Erfahrung. Nimmt man die Anzahl Verse als Massstab, die Johannes den beiden Orten einräumt – 15 für die Erfahrung und 30 für das Gespräch darüber –, scheint ihm der Ort «am anderen Ufer», die Reflexion nach der Erfahrung, eher noch wichtiger zu sein. Auf jeden Fall ist auch dieser Ort der Ort Gottes.

Hier liesse sich über die Verbindung des «anderen» Ufers/Ortes mit der Gegenwart Gottes über den jüdischen Gottesnamen «ha-maqom», der (andere) Ort, nachdenken. Dieser Gottesname geht auf eine Stelle im Buch Ester zurück: «… dann wird den Juden anderswoher Hilfe und Rettung kommen» (Est 4,14). In die Bibel in gerechter Sprache hat «ha-Makom» als Gottesname Eingang gefunden. Magdalene Frettlöh hat von diesem Gottesnamen her die Trinität als Raum des innergöttlichen Zusammenwohnens neu gedeutet. Im Bestseller-Roman «Die Hütte» von William Paul Young ist das auf theologisch faszinierende und emotional berührende Art literarisch gestaltet.[1]

Ich möchte an dieser Stelle aber einer anderen Spur folgen. Die Synagoge in Kafarnaum ist nach dem Johannesevangelium nämlich der Ort, wo Gott in der Gestalt der Weisheit gegenwärtig ist. Das zeigen zwei alttestamentliche Texte, auf die Jesus in seiner Rede Bezug nimmt, wenn er sich als Brot des Lebens bezeichnet und zum Essen und Trinken einlädt: Sprüche 9,1–6 und Sirach 24,19–22. In Spr 9 lädt die Weisheit, die ihr Haus gebaut, das Mahl vorbereitet und die Mägde nach Gästen ausgesandt hat, ebenfalls ein: «Kommt, esst von meinem Mahl, und trinkt vom Wein, den ich mischte.» Das Zusammensein mit der gastfreundlichen Weisheit und ihren Gästen verändert die Unerfahrenen, die Unwissenden und die Törichten. Es eröffnet den Weg der Einsicht. Das Haus der Weisheit ist ein Lebens-, Lehr- und Lernhaus. Die Synagoge von Kafarnaum ist ein solches Haus der Weisheit.

Das Haus der göttlichen Weisheit kann überall auf der Welt stehen. Es ist aber an einem Ort besonders verwurzelt. Das macht die Weisheit in ihrer Rede im Buch Jesus Sirach deutlich: «Ich ging aus dem Mund des Höchsten hervor (…). Ich wohnte in den Höhen (…). (…) über alle Völker und Nationen hatte ich Macht (…). Gott sprach: In Jakob sollst du wohnen, in Israel sollst du deinen Erbbesitz haben (…). Ich fasste Wurzeln bei einem ruhmreichen Volk, im Eigentum des Herrn, in seinem Erbbesitz» (Sir 24,3–12). Die universale göttliche Weisheit wurzelt besonders im Volk Israel. Von hier aus entfaltet sie auf ganz besondere Weise ihre Fruchtbarkeit. Die Rede der Weisheit in Sir 24 findet dafür Bilder, mit denen sie gleichsam das Land, in dem sie wurzelt, durchwandert, das Bild der Libanonzeder, des wilden Ölbaums auf dem Hermongebirge, der Palme in En-Gedi, des Oleanders in Jericho und schliesslich auch das des Weinstocks (24,13–17), das Jesus im Johannesevangelium in seiner Abschiedsrede (Joh 15) aufnimmt.

Wo die Weisheit (griechisch: Sophia) noch sagt: «Wer mich geniesst, den hungert noch, wer mich trinkt, den dürstet noch. [Doch] wer auf mich hört, wird nicht zuschanden» (Sir 24,21f.), sagt Jesus Sophia: «Wer zu mir kommt, wird nie mehr hungern; und wer an mich glaubt, wird nie mehr Durst haben.» Jesus in der Synagoge von Kafarnaum ist die Weisheit von Sirach 24 in höchster Fülle. Die Weisheit in Sirach 24 identifiziert sich selbst und ihre Verwurzelung im Volk Israel mit der Tora: «Dies alles ist das Bundesbuch des höchsten Gottes, das Gesetz, das Mose uns vorschrieb als Erbe für die Gemeinde Jakobs» (24,23). So erscheint Jesus im Lehr- und Lernhaus der Synagoge auch als Erfüllung der Tora und zugleich als Lehrer der Tora, der alle Menschen zu Schülerinnen und Schülern der Tora macht: «Bei den Propheten heisst es: Und alle werden Schüler Gottes sein. Jeder, der auf den Vater hört und seine Lehre annimmt, wird zu mir kommen» (Joh 6,45).

Mit Johannes im Gespräch

In die «Brotwochen» der Leseordnung bringt Johannes heute die besondere Bedeutung Israels und seiner Tora als Lebensmittel für die Kirche ein.

Und er bringt die besondere Bedeutung eines Lehr- und Lernortes für die Gottesbeziehung ein. Ort der Gegenwart Gottes ist die Erfahrung und die Deutung dieser Erfahrung im Licht der überlieferten Geschichte(n) und in Auseinandersetzung, auch streitlustiger Auseinandersetzung, mit anderen. Kirche entsteht im Gespräch über Glaubenserfahrungen. *Peter Zürn*

[1] Magdalene L. Frettlöh: Gott, wo bist Du? Kirchlich-theologische Alltagskost Band 2. Wittingen 2009; William Paul Young: Die Hütte. Ein Wochenende mit Gott. Berlin 2009.

Peter Zürn, Theologe und Familienmann, ist Fachmitarbeiter der Bibelpastoralen Arbeitsstelle des Schweizerischen Katholischen Bibelwerks in Zürich.

IMMER NUR MANNA?

19. Sonntag im Jahreskreis: Joh 6,41–51

Die Feinsinnigeren unter den Leserinnen und Lesern mögen entschuldigen, wenn ich in ein so «steiles» Tagesevangelium wie das vom «Brot des Lebens» mit einer Episode aus der humoristischen Satire «Der Münchner im Himmel» des bayerischen Schriftstellers Ludwig Thoma einführe. Dort ist der Dienstmann Alois Hingerl sehr empört, als er im Himmel als Engel Aloysius ständig «Halleluja» singen soll. Und die einzige Nahrung, die ihn dort erwartet, ist das himmlische Manna. Ihn aber gelüstet nach einer gehörigen Mass Bier: «Euer Manna könnts selber saufen», schimpft er empört.

Ob Ludwig Thoma die biblische Parallele zu dieser Geschichte kannte, weiss ich nicht. Jedenfalls hat die Empörung des bayerischen Dienstmanns Alois Hingerl ihr Vorbild im Murren der Hebräer in der Wüste, als sie sich zurücksehnen nach Ägypten wie Alois nach dem Hofbräuhaus: «Doch jetzt vertrocknet uns die Kehle, nichts bekommen wir zu sehen als immer nur Manna» (Num 11,6).

«... wie es in den Schriften geschrieben steht»

Sicher aber ist, dass der Verfasser des Johannesevangeliums seine Heiligen Schriften kannte und sie gerne zitiert. So nimmt er dieses «Murren» der Hebräerinnen und Hebräer auf, wenn er schreibt: «Da murrten die Juden gegen ihn (d.i. Jesus), weil er gesagt hatte: Ich bin das Brot, das vom Himmel herabgekommen ist» (Joh 6,41). Dieser Bezug ist auch deshalb so eindeutig, weil es in beiden Texten um «Brot vom Himmel» geht. Was aber ist das Problem der «Juden» im Johannesevangelium? «Sie sagten: Ist das nicht Jesus, der Sohn Josefs, dessen Vater und Mutter wir kennen? Wie kann er jetzt sagen: Ich bin vom Himmel herabgekommen?» (V. 42).

Die «Juden» – der in Anführungszeichen gesetzte Begriff meint nicht die historischen Mitmenschen Jesu, sondern die Gegner der christlichen Johannesgemeinden – sehen da einen Widerspruch: Entweder ist Jesus ein ganz normaler Mensch (und das ist er, da ja seine menschlichen Eltern bekannt sind), oder er kommt von Gott, also «vom Himmel» herab. Dass das aber kein Widerspruch sein muss, betont das Johannesevangelium von Anfang an: «Das Wort ist Fleisch geworden / und hat unter uns gewohnt» (1,14). Trotzdem kommt diese Botschaft nicht an. Und der Messias Jesus muss sich immer wieder mit diesem Missverständnis auseinandersetzen.

«Murrt nicht!», sagt er. «Niemand kann zu mir kommen, wenn nicht der Vater, der mich gesandt hat, ihn zu mir zieht» (6,43f). Was hier auf den ersten Blick wie ein neues Thema erscheint, ist doch das alte: Gott, der Vater, hat die Hebräer durch die Wüste geführt. Er hat ihnen in Mose, Mirjam und Aaron Führungspersönlichkeiten gegeben. Und er hat sie das Manna, das Brot der Freiheit, kosten lassen, nachdem sie sich gegen diese Führung gewandt hatten. Und er wird sie weiter durch die Wüste «ziehen» in Richtung Freiheit, wie der Prophet Hosea bemerkte: «Mit menschlichen Fesseln zog ich sie an mich, / mit den Ketten der Liebe. Ich war da für sie wie die, die den Säugling an die Brust nimmt. / Ich neigte mich ihm (d.i. Israel) zu und gab ihm zu essen» (Hos 11,4). Dieses «Ziehen» der himmlischen Mutter hat nur ein einziges Ziel: die Ermöglichung der Freiheit, des aufrechten Ganges, das, was «Auferstehung» meint (Joh 11,44: «und ich werde ihn auferwecken am Letzten Tag»).

Diese Freiheit aber ist schwer zu erreichen, weil Menschen sich seit jeher lieber von irgendwelchen Pharaonen abhängig gemacht haben, als selbst Verantwortung für ihr eigenes Leben und das ihrer Mitmenschen zu übernehmen. So haben die Hebräer in der Wüste das himmlische Brot der Freiheit abgelehnt – und sind konsequenterweise nie im gelobten Land angekommen: «Eure Väter haben in der Wüste das Manna gegessen und sind gestorben» (6,49). Und die «Juden», mit denen die Johannesgemeinden zu tun hatten, haben den Messias abgelehnt, das «Brot des Lebens» (6,48).

Diese Tragik der Ablehnung dessen, was doch das «wahre Leben» wäre, reflektiert nicht erst das Johannesevangelium. Bereits die Exilspropheten haben sich intensiv mit der Frage auseinandergesetzt, warum Menschen sich immer wieder in neue Abhängigkeiten begeben, anstatt auf Gott und sein Wort zu hören. Jeremia z. B. meint, dass das an einer Art göttlicher Pädagogik liegt, die immer wieder missverstanden wird: Der Bund, den Gott geschlossen hatte, als er die Hebräer «bei der Hand nahm, um sie aus Ägypten herauszuführen» (Jer 31,32), war gebrochen worden. Dieser «Vatergott», der das Kind bei der Hand nimmt, war nicht als der «himmlische Vater» akzeptiert worden. Am Feindbild der Führers Mose hatten sich die Hebräer ständig abgearbeitet, weil sie sich von ihm abhängig gemacht und unselbständig fühlten. Jeremia sieht nur eine einzige Möglichkeit: Wenn Gott nicht mehr belehrend über Mittler eingreift, sondern die Herzen der Menschen selbst in Beschlag nimmt: «Ich lege mein Gesetz in sie hinein und schreibe es auf ihr Herz. Ich werde ihr Gott sein, und sie werden mein Volk sein» (Jer 31,33).

Dies hätte allerdings radikale Konsequenzen im Hinblick auf das Lernen und Lehren des Wortes Gottes: «Keiner wird mehr den andern belehren, man wird nicht zueinander sagen: Erkennt den Herrn!, sondern sie alle, Klein und Gross, werden mich erkennen – Spruch des Herrn» (Jer 31,34). Und eben darauf (und Jes 54,13) nimmt das Johannesevangelium Bezug, wenn Jesus die Propheten zitiert: «Bei den Propheten heisst es: Und alle werden Schüler Gottes sein. Jeder, der auf den Vater hört und seine Lehre annimmt, wird zu mir kommen» (Joh 6,45).

Im Gespräch mit Johannes

Hier haben wir nun eine interessante Parallelisierung: In Joh 6,44 hiess es: «Niemand kann zu mir kommen, wenn nicht der Vater (...) ihn zu mir zieht», und einen Vers weiter heisst es: «Jeder, der auf den Vater hört und seine Lehre annimmt, wird zu mir kommen.» Das bedeutet doch, dass das «Ziehen» des Vaters dem «Hören und Annehmen seiner Lehre» entspricht. Da nun aber Jesus selbst das Wort ist, geht der Weg zum Vater nur über ihn und seine Beziehung zum Vater: «Niemand hat den Vater gesehen ausser dem, der von Gott ist; nur er hat den Vater gesehen» (Joh 6,46).

Was die Menschen sehen, ist Jesus, «der Sohn Josefs» (Joh 6,42). Mehr gibt es nicht zu sehen. Dass in ihm das Wort Fleisch geworden ist, dass in ihm «Hören und Annehmen der Lehre des Vaters» konkret geworden sind, gilt es zu glauben: «Amen, amen, ich sage euch: Wer glaubt, hat das ewige Leben» (Joh 6,47). Bereits Rudolf Bultmann hat darauf aufmerksam gemacht, dass dies natürlich ein in sich geschlossener Kreis ist: «Es glaubt nur, wer glaubt.» Da gibt es keine Begründungen, etwa aus der Vernunft. Wer sich darauf nicht einlassen will oder kann, wie die «Juden» des Johannesevangeliums, kann auch mit diesem «Brot des Lebens» (Joh 6,48) nichts anfangen. Der Evangelist aber ist überzeugt davon: «Wenn jemand davon isst, wird er nicht sterben» (Joh 6,50). Es geht also wirklich um eine Frage der Glaubwürdigkeit: Wer das von Gott gesandte Manna in der Wüste seines Lebens nicht als «Brot vom Himmel» zu erkennen vermag, verpasst das ewige Leben. Da ist sich das Johannesevangelium einig mit den Worten der Tora!

Dieter Bauer

Dieter Bauer ist bis Ende Juli 2012 Zentralsekretär des Schweizerischen Katholischen Bibelwerks und Leiter der Bibelpastoralen Arbeitsstelle in Zürich.

ALLES NUR EIN PLAGIAT?

Hochfest Mariä Aufnahme in den Himmel: Lk 1,39–56

In unserer Zeit muss jeder Autor genau nachweisen, woher welcher Gedanke stammt. Und dann dürfen die Zitate nur einen Teil seines Werks ausmachen, denn sonst gilt es nicht mehr als originell.

Was in den Schriften steht

Maria kümmert sich nicht um diese modernen Regeln. Ihr ganzes Lied besteht ausschliesslich aus Zitaten, die natürlich von Lukas nicht nachgewiesen werden. Es lohnt sich, dem einmal genau nachzugehen, und aufzulisten, woher die Wörter und Sätze Marias stammen.[1]

46 Meine Seele preist die Grösse des Herrn,

Ich will den Namen des Herrn verkünden. Preist die Grösse unseres Gottes! (Dtn 32,3).

Sie beginnen zu jubeln, sie preisen die Grösse des Herrn (Jes 24,14).

Hört, ihr Könige, horcht auf, ihr Fürsten! Ich will dem Herrn zu Ehren singen, ich will zu Ehren des Herrn, des Gottes Israels, spielen (Ri 5,3).

Die Richterin Debora und gleich dann auch das Danklied der Hanna nimmt sich hier Maria zum Vorbild.

47 und mein Geist jubelt über Gott, meinen Retter.

Dennoch will ich jubeln über den Herrn und mich freuen über Gott, meinen Retter (Hab 3,18).

Meine Seele rühme sich des HERRN, die Gebeugten sollen es hören und sich freuen (Ps 34,3).

Adressaten des Lieds – wie eigentlich der ganzen Bibel – sind die Gebeugten, was auch unten in Vers 52, der die meisten Paralleltexte aufweist, deutlich wird.

Weit öffnet sich mein Mund gegen meine Feinde; denn ich freue mich über deine Hilfe (1 Sam 2,1).

48 Denn auf die Niedrigkeit seiner Magd hat er geschaut. Siehe, von nun an preisen mich selig alle Geschlechter.

Sie machte ein Gelübde und sagte: Herr der Heere, wenn du das Elend deiner Magd wirklich ansiehst, wenn du an mich denkst und deine Magd nicht vergisst und deiner Magd einen männlichen Nachkommen schenkst, dann will ich ihn für sein ganzes Leben dem Herrn überlassen; kein Schermesser soll an sein Haupt kommen (1 Sam 1,11).

Durch die Anspielung auf Hanna deutet sich an, dass auch Jesus ein besonderer Mensch ist. Der Nasiärer des AT wird dann im NT zum Nazoräer.

Lea sagte: Mir zum Glück! Denn die Frauen werden mich beglückwünschen. So nannte sie ihn Ascher [Glückskind] (Gen 30,13).

49 Denn der Mächtige hat Grosses an mir getan und sein Name ist heilig.

Für dich hat er all das Grosse und Furchterregende getan, das du mit eigenen Augen gesehen hast (Dtn 10,21).

Grosses hat der HERR an uns getan, wir waren voll Freude (Ps 126,3).

Er gewährte seinem Volk Erlösung und bestimmte seinen Bund für ewige Zeiten. Furcht gebietend ist sein Name und heilig (Ps 111,9).

Niemand ist heilig, nur der Herr; denn ausser dir gibt es keinen Gott; keiner ist ein Fels wie unser Gott (1 Sam 2,2).

50 Er erbarmt sich von Geschlecht zu Geschlecht über alle, die ihn fürchten.

Wie ein Vater sich seiner Kinder erbarmt, so erbarmt sich der Herr über alle, die ihn fürchten. Doch die Huld des Herrn währt immer und ewig für alle, die ihn fürchten und ehren; sein Heil erfahren noch Kinder und Enkel; (Ps 103,13.17).

51 Er vollbringt mit seinem Arm machtvolle Taten:

Singt dem Herrn ein neues Lied; denn er hat wunderbare Taten vollbracht. Er hat mit seiner Rechten geholfen und mit seinem heiligen Arm (Ps 98,1).

Heute sollt ihr erkennen, dass der Herr euch erzogen hat. Denn nicht eure Kinder, die die Erziehung durch den Herrn, euren Gott, nicht kennen gelernt und nicht miterlebt haben, sondern ihr selbst habt alle grossen Taten, die der Herr getan hat, mit eigenen Augen gesehen, seine Macht, seine starke Hand und seinen hoch erhobenen Arm (Dtn 11,2).

Deine Rechte, HERR, ist herrlich in Kraft; deine Rechte, HERR, zerschmettert den Feind (Ex 15,6).

Er zerstreut, die im Herzen voll Hochmut sind;

Rahab hast du durchbohrt und zertreten, deine Feinde zerstreut mit starkem Arm (Ps 89,11).

52 er stürzt die Mächtigen vom Thron

Der Bogen der Helden wird zerbrochen, die Wankenden aber gürten sich mit Kraft (1 Sam 2,4).

und erhöht die Niedrigen.

Und das demütige Volk rettest du; aber deine Augen sind gegen die Hochmütigen, du erniedrigst sie (2 Sam 22,28).

Ich, Nebukadnezar, rühme und erhebe und verherrliche den König des Himmels, dessen Werke allesamt Wahrheit und dessen Wege Recht sind und der die erniedrigen kann, die in Stolz einhergehen (Dan 4,34).

So spricht Gott, der Herr: Weg mit dem Turban, herunter mit der Krone! Nichts soll bleiben, wie es ist. Das Niedrige wird hoch, das Hohe wird niedrig (Ez 21,31).

Der Herr hilft den Gebeugten auf und erniedrigt die Frevler (Ps 147,6).

Niedere hoch zu erheben, damit Trauernde glücklich werden (Ijob 5,11).

Er lässt Priester barfuss gehen, alte Geschlechter bringt er zu Fall (Ijob 12,19).

Der Herr macht arm und macht reich, er erniedrigt und er erhöht. Den Schwachen hebt er empor aus dem Staub und erhöht den Armen, der im Schmutz liegt; er gibt ihm einen Sitz bei den Edlen, einen Ehrenplatz weist er ihm zu (1 Sam 2,7–9).

Es ist kein Zufall, dass die meisten Belege – und es wurden gar nicht alle angeführt – hier sind, wo das bisherige Sozialgefüge gekehrt, das Engagement für die Niedrigen und Armen ausgesprochen wird.

53 Die Hungernden beschenkt er mit seinen Gaben und lässt die Reichen leer ausgehen.

Die Satten verdingen sich um Brot, doch die Hungrigen können feiern für immer (1 Sam 2,5).

Er sättigt die lechzende Seele, die hungernde Seele erfüllt er mit seinen Gaben (Ps 107,9).

Reiche müssen darben und hungern; wer aber den Herrn sucht, braucht kein Gut zu entbehren (Ps 34,11).

54 Er nimmt sich seines Knechtes Israel an und denkt an sein Erbarmen,

Du, mein Knecht Israel, du, Jakob, den ich erwählte, Nachkomme meines Freundes Abraham: Ich habe dich von den Enden der Erde geholt, aus ihrem äussersten Winkel habe ich dich gerufen. Ich habe zu dir gesagt: Du bist mein Knecht, ich habe dich erwählt und dich nicht verschmäht (Jes 41,8–9).

Er dachte an seine Huld und an seine Treue zum Hause Israel. Alle Enden der Erde sahen das Heil unsres Gottes (Ps 98,3).

55 das er unsern Vätern verheissen hat, Abraham und seinen Nachkommen auf ewig.

Du wirst Jakob deine Treue beweisen und Abraham deine Huld, wie du unseren Vätern geschworen hast in den Tagen der Vorzeit (Mi 7,20).

Seinem König verlieh er grosse Hilfe, Huld erwies er seinem Gesalbten, David und seinem Stamm auf ewig (2 Sam 22,51).

Ich schliesse meinen Bund zwischen mir und dir samt deinen Nachkommen, Generation um Generation, einen ewigen Bund: Dir und deinen Nachkommen werde ich Gott sein (Gen 17,7).

Mit Lukas im Gespräch

Lukas stellt Maria in die Reihe der grossen Frauen Debora und Hanna und Judith (Lk 1,42 spielt auf Jdt 13,18 an). Um Worte für ihr Gebet zu finden, bedient sie sich der Gebetssprache der Psalmen, die auch uns heute noch immer wieder Gebetsworte in den Mund legen. Der Glaube an die Befreiung aus Ägypten, der Glaube an den Bund mit Abraham, die grossen Verheissungen der Propheten ist der theologische Kontext.

Lukas findet durch die alten Texte eine Sprache, die seinen Hörern vertraut ist und in der er ihnen die Botschaft vom befreienden Handeln Jesu ankündigen kann. *Winfried Bader*

[1] Fettgedruckt ist das Lied Marias aus Lukas 1, kursiv sind die Zitate aus dem Alten Testament.

Dr. Winfried Bader ist Alttestamentler, war Lektor bei der Deutschen Bibelgesellschaft und Programmleiter beim Verlag Katholisches Bibelwerk in Stuttgart und arbeitet nun als Pastoralassistent in Sursee.

SKZ 29–30/2012

WAS BLEIBT 50 JAHRE NACH DEM KONZIL NOCH ZU TUN? (II)

VATIKANUM II

Dr. Gilles Routhier ist Professor für praktische Theologie und Vizedekan der Theologischen und religionswissenschaftlichen Fakultät der Universität Laval in Québec (Kanada).

2. Das Vatikanum II: Ein grosses Vermächtnis, das noch umzusetzen ist

Auf der Grundlage dieses hermeneutischen Ansatzes, in dem sich die Lektüre der verabschiedeten Texte und die Erfahrung der Konzilsväter verbinden, lassen sich einige Kraftlinien oder Hauptintuitionen des Zweiten Vatikanischen Konzils nachzeichnen. Ich will im Rahmen meines Beitrags nur drei von ihnen hervorheben; man könnte freilich ohne weiteres eine grössere Zahl herausarbeiten.

2.1. Dem Evangelium in der gegenwärtigen Situation Ausdruck verschaffen

Man hat vom Zweiten Vatikanischen Konzil nichts begriffen, wenn man sich nicht den Gestus zu eigen macht, der den Grund für die Gesamtheit seiner Lehre legt. Er könnte im Sinn der Eröffnungsansprache von Johannes XXIII. so zu definieren sein: «die Lehre auf eine Weise darlegen, die den Bedürfnissen unserer Zeit entspricht». Die gesamte Arbeit der Konzilsväter hatte diesen Zweck; er hat die Ausrichtung des Konzils geprägt und sein Programm definiert. Diese Aktivität erheischte zwei simultane Lesarten oder Hörweisen: eine Lektüre der Situation der Welt von heute und eine Lektüre der Heiligen Schrift, des Evangeliums, das jeden Morgen in Prozession hereingetragen, auf einen Thron gestellt wurde und so die Konzilsversammlung selbst präsidierte. Die ganze Anstrengung des Konzils galt also der Suche nach einem *modus loquendi*, der eine angemessene und geeignete Darlegung des Evangeliums für die heutige Welt erlaubt. So gesehen kann man das Zweite Vatikanische Konzil nicht als einen abgeschlossenen Korpus betrachten, als ein Ensemble von Entscheidungen, auf denen man sich künftig ausruhen kann, von Lehren, die man nur zu wiederholen und weiterzugeben braucht, von Aussagen, die es endlos zu kommentieren gilt. Seine zentrale Lehre ist, dass es uns sagt, wie die aktuellen Fragen der Menschheitsfamilie zu denken sind. Das Zweite Vatikanische Konzil lehrt uns, wie wir (in Form einer Methode, einer Haltung, eine Einstellung und eines Stils) in der Kultur von heute, in einer globalisierten und pluralistischen Welt sprechen müssen. Über allen einzelnen Lehraussagen steht jene originäre Lehre, die alle anderen, die wir heute in die Tat umsetzen müssen, trägt und hält. Das Konzil ermöglicht es der Kirche, einen Lernprozess zu absolvieren, wie Christoph Theobald sagt, und wie in der Pädagogik gilt es sorgfältig zu unterscheiden zwischen dem Lernen und der Vermittlung von Inhalten.

Diese Überzeugung leite ich nicht einfach aus der konziliaren Erfahrung und aus der Geschichte des Konzils ab, sondern gleichermassen aus der Lehre des Zweiten Vatikanischen Konzils, die der Kirche die Aufgabe stellt, die Zeichen der Zeit zu prüfen und sie im Licht des Evangeliums zu deuten: «Zur Erfüllung dieses ihres Auftrags obliegt der Kirche allzeit die Pflicht, nach den Zeichen der Zeit zu forschen und sie im Licht des Evangeliums zu deuten. So kann sie dann in einer jeweils einer Generation angemessenen Weise auf die bleibenden Fragen der Menschen nach dem Sinn des gegenwärtigen und des zukünftigen Lebens und nach dem Verhältnis beider zueinander Antwort geben. Es gilt also, die Welt, in der wir leben, ihre Erwartungen, Bestrebungen und ihren oft dramatischen Charakter zu erfassen und zu verstehen.»[12]

Im Kielwasser des Konzils muss also die Kirche – in allen ihren Gliedern – die Kompetenzen ausbilden, deren sie bedarf, um die Heilige Schrift und die Welt, in der wir leben, zu lesen. Das Konzil liefert uns zahlreiche Hinweise zur Lektüre der Heiligen Schrift. Man muss alle seine Texte durchgehen, wenn man in diesem Punkt einen Überblick über seine Lehre erhalten will. Es liefert uns aber auch einige Hinweise, wenn wir zu einer sapientialen – und nicht katastrophischen oder apokalyptischen – Lektüre der Welt von heute gelangen möchten. Die Verben «kennen»[13] und «verstehen», die in «Gaudium et spes» im Vordergrund stehen, deuten auf die beiden grundlegenden intellektuellen Vorgänge hin. Diese Hinweise sind zu vervollständigen durch das, was wir in Nr. 19 und 20 von «Optatam totius» über die Nutzung der Soziologie finden, die den in der Pastoral Auszubildenden helfen soll, «im Geist der Liebe sich seelisch den verschiedenen menschlichen Situationen zu öffnen». Dieser fundamentale Lehrgang in der simultanen Lektüre des Evangeliums und der Welt von heute, den das Konzil durchgeführt hat, scheint mir noch nicht real genug ins Leben der Kirche übersetzt zu sein; wir haben noch viel zu lernen, und das Konzil hat bei weitem noch nicht alle seine Früchte hervorgebracht. Dabei geht es aber um mehr als nur einen Lernprozess unter anderen, denn hier haben wir es mit einem Prinzip zu tun, das die gesamte Arbeit des Konzils und nicht nur die Abfassung von «Gaudium et spes» trägt.

2.2. Die Katholizität der Kirche einholen

Ich wende mich nun einer weiteren Hauptintuition des Zweiten Vatikanischen Konzils zu, nämlich sei-

[12] GS 4. siehe auch PO 9: «Sie [die Priester] sollen gern auf die Laien hören, ihre Wünsche brüderlich erwägen und ihre Erfahrung und Zuständigkeit in den verschiedenen Bereichen des menschlichen Wirkens anerkennen, damit sie gemeinsam mit ihnen die Zeichen der Zeit verstehen können.»

[13] Wie notwendig es ist, sein Volk, seine Gewohnheiten, seine Sitten und seine Kultur zu kennen, wird immer neu wiederholt und eingeschärft. So etwa in «Christus Dominus», «Presbyterorum ordinis», «Apostolicam actuositatem» und «Ad gentes».

[14] Siehe M. D. Chenu: Un concile à la dimension du monde, in: L'Évangile dans le temps. Paris 1964, 633–637 (erstmals 1962 in «Témoignage chrétien» veröffentlicht).

[15] K. Rahner: Theologische Grundinterpretationen des II. Vatikanischen Konzils, in: Schriften zur Theologie XIV (1980), 287–302. Siehe auch L. A. Tagle: La partecipazione extraeuropea al Vaticano II e l'interpretazione storica e teologica del concilio, in: Cristianesimo nella storia 13 (1992), 539–557.

[16] Siehe Charles-Étienne Guillemettes Studie über die Berichterstattung vom Konzil in der Presse von Québec: Les représentations de Vatican II dans les quotidiens francophones du Québec en 1963: élaboration d'une culture conciliaire. (Mémoire de maîtrise, Université Laval) Québec 2004.

ner Bezugnahme auf die Nota der Katholizität der Kirche. Diese ist vom Konzil in den Vordergrund gerückt worden, und gerade sie hat es ermöglicht, die Einheit als «katholische Einheit» zu denken, ein etwas merkwürdiger Ausdruck, dem wir dennoch in verschiedenen Konzilsdokumenten sechs Mal begegnen: LG 8 und 13, AG 6 und 22, OE 25 (zweimal). Wie Yves Congar schreibt, hat die Kirche im Vatikanum II «ihre Katholizität wiederentdeckt», das heisst, sie hat entdeckt, dass dasselbe Evangelium und dasselbe Glaubensbekenntnis in die Vielfalt der Kulturen, Traditionen und Welten hineingestellt ist. Die Fähigkeit, diese je eigenen Traditionen und diese speziellen Gewohnheiten zu respektieren, zeigt sich vom frühesten Konzilstext, «Sacrosanctum concilium», bis zum letzten, «Gaudium et spes», der lehrt, dass die Verkündigung des Evangeliums in der Vorstellungswelt und der Weisheit der verschiedenen Völker «ein Gesetz aller Evangelisation bleiben» muss (GS 44).

Ich kann diese These hier nicht hinreichend entfalten, aber ich sehe mich doch veranlasst zu dem Schluss, dass eine der wichtigsten durch die Ekklesiologie des Zweiten Vatikanischen Konzils eröffneten Perspektiven eine «katholische Ekklesiologie» ist. Diese Position kann sich auf das Ereignis des Konzils und auf die Texte selbst (besonders auf «Lumen gentium» 13, «Ad gentes» speziell Nr. 22, «Orientalium Ecclesiarum» usw.) stützen, nicht zu vergessen die Darstellungen, die es geprägt hat. Es gibt hier eine Konvergenz zwischen den vier Ebenen. Ich glaube, auf der Ebene der Hermeneutik von Vatikanum II haben wir einen Schlüssel, den wir nicht aus dem Augen lassen dürfen: Die Interpretation des Konzils ist umso stimmiger und solider, wenn sie auf dem Ereignis des Konzils, auf seiner Erfahrung, auf seinen Texten und auf seinen Darstellungen beruht.

Diese Interpretation des Konzils von der Kategorie der Katholizität aus ist zudem kohärent mit der Communio-Ekklesiologie, der Theologie der Ortskirchen, dem Austausch zwischen den Kirchen usw. Man sieht sehr rasch, wie fruchtbar diese Perspektive und dieser Zugang zum Mysterium der Kirche von ihrer Katholizität aus sind, und wir müssen uns fragen, wieweit sie heute, fünfzig Jahre nach dem Konzil, praktisch umgesetzt sind. Die Bilanz ist sicher nicht einseitig, man denkt aber doch gleich an die ganze Arbeit, die noch zu tun bleibt, um dieser Hauptintuition gerecht zu werden. Das ist umso wichtiger, wenn es zutrifft, dass die katholische Kirche mit dem Zweiten Vatikanischen Konzil – und noch mehr danach – in eine neue Etappe ihrer Geschichte eingetreten ist: in die der «Weltkirche». Dies ist ein solcher Paradigmenwechsel, dass er sich nur mit jenem einmaligen Vorgang in der Geschichte vergleichen lässt, als sich der Übergang vom Judenchristentum zum Heidenchristentum vollzog. Zwar hat ihn Chenu schon 1962 vorausgesehen,[14] aber Karl Rahner war es, der die Tragweite der Weltdimension des Konzilsereignisses am eingehendsten bedacht hat,[15] die seinerzeit einige Journalisten, Väter oder Periti am Konzil hervorgehoben hatten.

Als Ereignis betrachtet, bot das Konzil der katholischen Kirche die Chance, sich als Kirche in Weltdimensionen wahrzunehmen und so zu einem neuen Selbstbewusstsein zu gelangen. Dies fällt nicht nur in den Artikeln der das Konzil aufmerksam verfolgenden Presse auf, sondern auch in den persönlichen Aufzeichnungen der Bischöfe, die am Konzil teilgenommen haben. Als Ereignis begründet das Konzil auch eine Weltkirchen-Praxis und steht für den Beginn eines noch unabgeschlossenen Prozesses, in dem das zentralistische Leitungssystem der katholischen Kirche umgekehrt wird.[17] Es reicht jedoch nicht, sich als Weltkirche wahrzunehmen. Man muss auch zugleich die Kirche als katholische denken, als eine Kirche, die fähig ist, sich (mit ihrer Verkündigung des Evangeliums, ihrer Gestaltung der Liturgie, ihrer Form der Leitung) in diese Vielfalt von Situationen und Kulturen hineinzubegeben und die katholische Einheit zu denken. Auch hier ist eine offene Baustelle, und augenblicklich sind wir längst nicht so weit. Dies scheint mir zum gegenwärtigen Zeitpunkt die wichtigste Herausforderung für die Kirche.

2.3. Das synodale Leben der katholischen Kirche neu in Angriff nehmen

Bevor ich zum Schluss komme, will ich noch ein letztes Element andeuten. Als er vom Konzil als Ereignis spricht, sagt Yves Congar: «Die konziliare Erfahrung hat in der Kirche das Kapitel des konziliaren Lebens selbst neu aufgeschlagen.»[18] Das ist sicher richtig, und wir können sagen, dass auch hier eine hohe Kohärenz zwischen der Lehre des Konzils und der sie tragenden Erfahrung besteht, sodass die Lehre überhaupt nur auf der Grundlage dieser Erfahrung möglich ist. Ich denke jetzt nicht nur an den lebhaften Wunsch in Nr. 36 von «Christus Dominus», dass «die ehrwürdigen Einrichtungen der Synoden und Konzilien mit neuer Kraft aufblühen» mögen, oder an das Motu proprio «Apostolica sollicitudo» vom 15. September 1965, das die Bischofssynode einführt und erklärt: «Ja gerade auch das Ökumenische Konzil wurde Uns zur Veranlassung, dass Wir den Vorsatz fassten, einen besonderen Rat der geistlichen Oberhirten für dauernd zu errichten, und zwar in der Absicht, dass auch nach dem Abschluss des Konzils dem christlichen Volk weiterhin jene Fülle an Wohltat und Segen zuströme, die zur Konzilszeit aus Unserer engen Verbindung mit den Bischöfen glücklich erfahren wurde.» Es gilt vor allem im Kopf zu behalten, dass das Konzil ein breites Spektrum von Organen aufgemacht hat, die die gemeinsame Arbeit begünstigen, ob auf nationaler Ebene mit den Bischofskonferenzen oder auf diözesaner Ebene mit dem Priesterrat, dem Pastoralrat

[17] Siehe G. Routhier: Vatican II: moment initial d'un processus inachevé d'inversion du gouvernement centralisé de l'Église catholique, in: The Jurist 64 (2004), No. 2, 247–283..

[18] Congar, Regard à l'occasion (wie Anm. 1), 56.

[19] Siehe seine Überlegungen in: Y. Congar: Le concile et les conciles. Paris 1960, 301–318. Siehe auch: Y. Congar: Structure ou régime conciliaire de l'Eglise, in: Concilium 187 (1983), 13–21; Y. Congar: Remarques sur le concile comme assemblée et sur la conciliarité foncière de l'Église, in: Le concile au jour le jour, deuxième session. Paris 1964, 39. H. M. Legrand spricht von der Kollegialität der Kirchen, um anzudeuten, dass die Kollegialität der Bischöfe nicht als eine Kollegialität von Personen, die einem hypothetischen Apostelkollegium nachfolgen, zu verstehen ist, sondern die Gemeinschaft zwischen den Kirchen und die jeweilige innere Gemeinschaft einer Ortskirche ausdrückt, die den dieser Kirche vorstehenden Bischof mit den anderen Gliedern seiner Kirche verbindet. Vgl. H. M. Legrand: Inverser Babel, Mission de l'Église, in: Spiritus 43 (1970), 325, 339–341. An anderer Stelle benützt er alternativ die Ausdrücke «synodale Dimension der Kirche» und «der Kirche wesentliche Konziliarität» um dieselbe Realität zu bezeichnen; so in: H. M. Legrand: Synodes et conseils de l'après-concile. Quelques enjeux ecclésiologiques, in: Nouvelle Revue Theologique 98 (1976), 193–216, hier 193.

und dem Laienrat, um nur diese wenigen zu nennen. Die Konziliarität oder Synodalität stellt sich für Yves Congar als eine Proprietät der Kirche dar, die sich aus ihrem Wesen ergibt[19] und nicht auf eine Institution zu reduzieren ist. Sie umfasst Praktiken (Gespräche, Begegnungen, Dialog, Information), Haltungen (Zusammenarbeit, Kooperation, Solidarität, Teilen, Zuhören usw.) und drückt sich durch institutionelle Gebilde und durch Verfahren aus, die immer begrenzten Charakter haben.

In dieser Hinsicht ist die Lehre des Konzils beredt. Sie ermutigt nicht nur zur Partizipation aller an der Liturgie (*munus sanctificandi*), sondern fördert die Beteiligung aller an der Ausübung des *munus regendi*. Im Bereich der Kirchenleitung äussert sich das Konzil am häufigsten zu der Pflicht der Glieder der Kirche, ihre Meinung zu äussern, und zu der dementsprechenden Forderung an die Hirten, auf Rat zu hören und ihn anzunehmen. Die Pflicht des Zuhörens erscheint zum ersten Mal in Nr. 27 von «Lumen gentium» über die Leitungsfunktion der Bischöfe. Diese Aussage hat ihr Gegenstück in der Pflicht der Laien, «ihre Meinung in dem, was das Wohl der Kirche angeht, zu erklären».[20] Schon hier meldet sich das Bedürfnis nach einer institutionellen Form an, mit deren Hilfe jene Praxis etabliert werden kann, die es den Hirten erlaubt, dank der Verbindung mit den Laien und deren Urteilsvermögen «in geistlichen wie in weltlichen Dingen genauer und besser [zu] urteilen». «Christus Dominus» behandelt die Frage des *munus regendi* und erinnert in diesem Zusammenhang die Bischöfe an die Notwendigkeit, ihre Priester anzuhören, damit in der Diözese eine Gesamtpastoral entstehen kann. Dieselbe Verpflichtung wird den Priestern in Hinblick auf die Laien auferlegt (PO 9), «damit sie gemeinsam mit ihnen die Zeichen der Zeit verstehen können». Und auch die Pfarrer sollen diese Praxis gegenüber ihren «Vikaren» üben (CD 30). Das Zuhören ist auch von den römischen Behörden (CD 10) und von den Bischofskonferenzen (CD 38) verlangt. Und «Presbyterorum ordinis» schliesslich begründet die Notwendigkeit des Priesterrats mit der Pflicht der Bischöfe gegenüber ihren Priestern; sie sollen nämlich diese «anhören, ja sie um Rat fragen und mit ihnen besprechen, was die Seelsorge erfordert und dem Wohl des Bistums dient» (PO 7). Damit geht das Konzil weit über die prinzipielle Aussage hinaus, denn es beschreibt mit Hilfe von drei Verben die Beziehung, die Bischöfe und Priester unterhalten sollen, und schlägt ihnen institutionelle Formen vor, in denen dieses Zuhören sich verwirklichen lässt.

Eine weitere Kategorie, die häufig benutzt wird, um das spezifische Verhältnis zwischen den Gläubigen zu kennzeichnen, ist der Dialog,[21] der zwischen allen Gliedern des Gottesvolkes stattfinden soll. Er ist eine ernst zu nehmende Grösse, denn gerade durch ihn kann sich die Kirche als «Zeichen der Brüderlichkeit» (GS 92) darstellen. Dieser Dialog soll speziell zwischen dem Bischof und seinen Priestern geübt werden, und zwar nicht einfach informell, vielmehr soll er die Pastoral zum Gegenstand haben und zu bestimmten festen Terminen stattfinden. Eine institutionelle Form erweist sich also als dringend erforderlich (vgl. CD 28). Auf anderer Ebene soll ein Dialog zwischen den Priestern und den Laien eingerichtet werden und darauf abzielen, «die Formen [zu] suchen, die die apostolische Aktion fruchtbarer machen» (AA 25). Der Dialog in der Kirche soll sich zwischen Generationen oder zwischen Personen abspielen, die unterschiedlichen politischen Optionen anhängen (vgl. AA 12 und GS 43). Er greift also über den Rahmen von Funktionen hinaus und erstreckt sich auf den Rahmen der Lebensbedingungen. Letztlich ist der Zweck, dem der Dialog verpflichtet ist, die Suche nach der Wahrheit (DH 3), und seine Vollendung findet er im Aufbau einer «Gemeinschaft von Personen» (GS 23).

Diese relationale Struktur, die mit Hilfe des zunächst in der Liturgie (SC 33) zu findenden Dialogbegriffs dargestellt wird, prägt die Offenbarung bzw. die Beziehung zwischen Gott und der Menschheit, wie uns «Dei Verbum» lehrt (vgl. DV 2). Diese Beziehung Gottes zu den Menschen wird somit gründend für die Beziehung innerhalb der Kirche und zwischen der Kirche zur Welt (vgl. GS 3, 40; PO 12; CD 13), zu den getrennten Christen und den Nichtchristen (vgl. GS 92; AG 16, 34, 41; NA 2, 3, 4; GE 11), zu den Nichtgläubigen und den Menschen guten Willens (AA 14) sowie zur Kultur. Jener Begriff, den Paul VI. in seiner während des Konzils veröffentlichten Enzyklika «Ecclesiam Suam»[22] in den Vordergrund gerückt hat, wird dazu verwendet, die Beziehungen zu beschreiben, die in der versöhnten Welt vorherrschen sollen (vgl. GS 56, 68, 90, 92), sodass sie am Zeugnis der Kirche in der Welt teilhaben. Dieser Beziehungstyp ist so wichtig, dass das Konzil die Laien (AA 29 und 31), die Seminaristen (OT 19) und die Jugendlichen (GE 1, 8) drängt, sich im Dialog zu formen.

Korrelativ zur Kategorie des Dialogs finden wir den Begriff des Gesprächs.[23] Der Austausch im Gespräch respektiert, nicht anders als der Dialog, nach dem Willen des Konzils den jeweiligen Charakter der menschlichen Person und ihre Sozialnatur (vgl. DH 3). Diese Beziehungen ehren also die Gemeinschaft, in welche die Offenbarung Gottes uns eingliedert. Der christlichen Tradition zufolge hat sich das Gespräch in seiner höchsten Form in der Inkarnation des Logos ereignet.

Ein weiterer Schlüsselbegriff des Konzils ist sicher derjenige der Partizipation, der Teilhabe. Er kommt 134 Mal vor, und das macht ihn zu einem charakteristischen Begriff im Wortschatz des Zweiten Vatikanischen Konzils. Zunächst rückt er im liturgi-

[20] LG 37. Dieses Recht und diese Pflicht aller Gläubigen, ihre Meinung kundzutun, wird aufgenommen im Kanon 212 § 2 des Codex Iuris Canonici von 1983.

[21] Eine Studie zu diesem Begriff in den Konzilstexten sollte durch eine Analyse der Enzyklika «Ecclesiam Suam» von Paul VI. ergänzt werden.

[22] Zur Rezeption von «Ecclesiam Suam» durch das Konzil siehe G. Turbanti: La recezione comparata delle Encicliche Pacem in Terris e Ecclesiam Suam, in: Giovanni XXIII e Paolo VI: due Papi del Concilio. Atti del Convegno internazionale di studi (Roma, 9–11 ottobre 2002), coll. Centro Vaticano II, ²2004.

[23] Diese Kategorie, die der des Dialogs nahesteht, bezeichnet vornehmlich den Beziehungstyp, der zwischen den Kirchen, aber auch zwischen den Personen in der Kirche bestehen soll. Der Bischof soll seine Priester «anhören, ja sie um Rat fragen und mit ihnen besprechen, was die Seelsorge erfordert und dem Wohl des Bistums dient» (PO 7). Vgl. auch LG 27 und CD 16. Genauso sollen die Priester «gern auf die Laien hören» (PO 9). LG 37 betont die Pflicht der Laien, «ihre Meinung in dem, was das Wohl der Kirche angeht, zu erklären. Gegebenenfalls soll das durch die dazu von der Kirche festgesetzten Einrichtungen geschehen». Siehe ferner AA 10 und AG 20, 25.

[24] Die Begriffe *communio* und *participatio* stehen zwar nahe beieinander, dennoch müssen wir die *communio* sorgfältig von der *participatio actuosa* unterscheiden. In der *communio / participatio* der Christen hinsichtlich der Heilsgüter sind die Gläubigen rein rezeptiv, während sie in der *participatio actuosa* aktiv sind und selbst eine Handlung vollziehen.

Das Wichtigste über Religion Kirchen und Gesellschaft
10.7.12 / Nr. 28
kipa WOCHE
Katholische Internationale Presseagentur

Religion hat hohe öffentliche und geringe individuelle Bedeutung

Forschungsprojekt "Religionsgemeinschaften, Staat und Gesellschaft"

Von Georges Scherrer

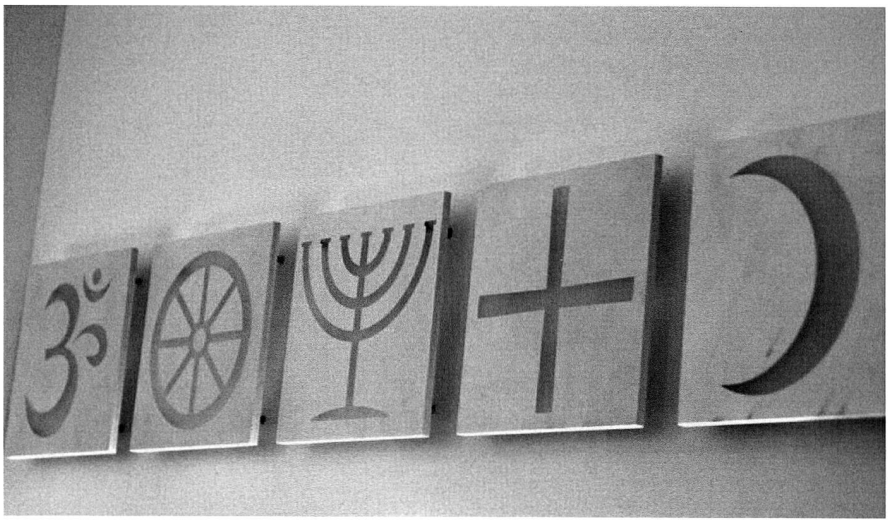
Bern. – Das Vertrauen der Migrationsreligionen in die staatlichen Behörden senkt das Konfliktpotential bei religiösen Streitigkeiten; die Individualität im religiösen Verhalten wächst weiterhin; es herrscht wenig Differenzierung in der Bevölkerung, was die Religionsgemeinschaften angeht: Das sind Resultate des nationalen Forschungsprojekts "Religionsgemeinschaften, Staat und Gesellschaft", das der Bundesrat 2005 in Auftrag gegeben hat. Am 2. Juli wurden die Ergebnisse in Bern den Medien vorgestellt.

Das Forschungsprojekt NFP 58 habe bezüglich der Religion in der Schweiz eine wachsende Kluft zwischen öffentlichen Debatten und individueller Bedeutung festgestellt, erklärte Christoph Bochinger, Professor für Religionswissenschaft in Bayreuth (Deutschland) und Präsident der Leitungsgruppe des NFP 58. Der Religionsthematik werde in Medien, Politik und auf den Schulhöfen eine hohe Bedeutung beigemessen, während gleichzeitig eine "fortschreitende Säkularisierung" sowohl der Behörden wie auch der Bevölkerung zu beobachten sei.

Überschätztes Konfliktpotenzial

Allgemein werde das Konfliktpotenzial der Religionen in der Schweiz aber überschätzt. Eine interessante Zahl dazu: Dem Bericht "Religionen, Staat und Gesellschaft", der das Forschungsprojekt zusammenfasst, ist zu entnehmen, dass rund 72 Prozent der Personen, die gefragt wurden, ob Religionen Konfliktpotential enthielten, mit Ja antworteten. 2009 stieg diese Zahl sogar auf rund 85 Prozent!

Migrationsreligionen würden stereotyp als "gut" oder "schlecht" gesehen. Der Islam werde als "problematisch" wahrgenommen, der Buddhismus als "gut". Bochinger: "Beides stimmt nicht mit der Realität überein." Extrem-Positionen von Muslimen würden wahrgenommen, jene von Buddhisten aber nicht. Bei Christen und Juden differenziere die Bevölkerung ausgewogener. Religion diene oft als "Grenzmarker", sowohl in der Politik wie auch in den Schulhöfen, so Bochinger weiter. Für



Religionssymbole in der Bahnhofkirche Zürich

Editorial

Schweizerisches Paradox. – Wer in den letzten Jahren verfolgt hat, wie heftig in der Schweiz um den Stellenwert von Religion in der Öffentlichkeit gestritten werden kann, der kommt möglicherweise zum Schluss, dass eine "Renaissance des Religiösen" im Gange ist. Das nationale Forschungsprogramm "Religionsgemeinschaften, Staat und Gesellschaft" (NFP 58), das in 28 Projekten die Lage untersucht hat, liefert dafür jedoch keine Anhaltspunkte. Es kommt im Gegenteil zum Schluss, dass die gerne und viel beschworene "Rückkehr der Religion" weitgehend nur im öffentlichen Diskurs stattfindet. Dabei geht es insbesondere um die Frage, wie stark die äusserlichen Zeichen einer Religion im öffentlichen Raum sichtbar sein dürfen.

Und während um Fragen der Sichtbarkeit von Religion gestritten wird, haben gleichzeitig die Kirchen tendenziell immer mehr Mühe, ihre Mitglieder überhaupt bei der Stange zu halten. Und: Wer weiterhin einer Kirche angehört, hat in der Schweiz mehrheitlich ein distanziertes Verhältnis zur Institution Kirche – gemäss Forschungsprogramm bezeichnen sich 64 Prozent der Kirchenmitglieder als "Distanzierte". Das Phänomen betrifft jedoch bei weitem nicht nur die Kirchen. Denn der gesamtgesellschaftliche Trend führt im Zeichen der Individualisierung eher weg von den Institutionen als zu ihnen hin. **Josef Bossart**

In eigener Sache

Sie möchten mehr wissen?

Privatpersonen können für Fr. 250.- pro Jahr den Kipa-Tagesdienst abonnieren. Täglich von Sonntag bis Freitag. Abends per E-Mail: Meldungen und Berichte, Interviews und Hintergrundberichte über die Kirche in der Schweiz, im Ausland und das Zentrum der Weltkirche in Rom.

Sie wünschen weitere Informationen?
administration@kipa-apic.ch
Telefon 026 426 48 31
(kipa)

Namen & Notizen

Vitus Huonder. – Der Churer Bischof beklagt sich über Indiskretionen in seinem Bistum. Schon bei seiner Wahl durch das Domkapitel vor fünf Jahren und auch später habe es immer wieder solche gegeben, sagte Huonder gegenüber der "Südostschweiz am Sonntag". "Von Beginn weg" sei er in seinem Bistum gemobbt worden. (kipa)

Iwan Rickenbacher. – Die Christlichdemokratische Volkspartei (CVP) und die katholische Kirche sollen gemeinsam über Fragen der politischen Grundausrichtung debattieren. Profitieren würden dabei beide Seiten. Doch leider sei das Verhältnis zwischen CVP und Kirche derzeit "verkrampft". Dies sagt der ehemalige CVP-Generalsekretär in einem Interview mit der Wochenzeitung "Sonntag". Die CVP feiert dieses Jahr ihren 100. Geburtstag. (kipa)

Karl Josef Romer. – Der emeritierte Weihbischof von Rio de Janeiro und ehemalige Sekretär des Päpstlichen Rates für die Familien hat am 8. Juli in seinem Heimatort Benken SG seinen 80. Geburtstag gefeiert. In Brasilien hat Romer das "Hilfswerk für die Mittellosen, Ausgegrenzten und Obdachlosen in Brasilien" aufgebaut. (kipa)

Kurt Koch. – "Die Neuevangelisierung Europas, die Papst Benedikt XVI. ein so grosses Anliegen ist, wird nur mit dem 'ökumenischen Notenschlüssel' erfolgreich sein", sagte der Präsident des Päpstlichen Rates zur Förderung der Einheit der Christen in einem Vortrag in Österreich. Zur Ökumene gebe es "keine Alternative", sie sei sogar ein "Gebot des Herrn, dem wir zu folgen haben". Freilich werde die Einheit der Kirche eine Einheit in Vielfalt sein, betonte Koch. (kipa)

Nicolò Rusca. – Der Schweizer Märtyrer Nicolò Rusca (1563-1618) soll im April 2013 seliggesprochen werden. Dies teilte das Bistum Chur zusammen mit der Evangelisch-reformierten Landeskirche Graubünden unter Berufung auf das italienische Bistum Como mit. Da der künftige Selige eine wichtige Rolle in den damaligen religiösen und politischen Wirren spielte, betonen Bistum und Landeskirche die Bedeutung des gemeinsamen Zeugnis von Katholiken und Protestanten. (kipa)

Migranten sei es zuweilen schwierig, diese Grenze zu überwinden.

Individualismus herrscht vor

In den späten 60er Jahren setzte mit der kulturellen Revolution, welche zur grösseren Selbstentfaltung des Einzelnen und wachsenden Emanzipation von Frauen und Minderheiten führte, ein Schrumpfen bei den Religionen ein. Diese Entwicklung machte auch vor etablierten Parteien nicht Halt, bemerkte Jörg Stolz, Inhaber des Lehrstuhls für Religionssoziologie in Lausanne und Leiter des "Observatoire des religions en Suisse". Kirchenaustritte wurden durch ein Desinteresse an den öffentlichen Religionsgemeinschaften gefördert, aber auch durch eine kritische Haltung gegenüber Papst und Kirchensteuer.

Im Gegensatz zur Pfingstbewegung etwa sei es den etablierten Kirchen nicht gelungen, die Jugend bei der Stange zu halten. Das sei heute bei den Muslimen nicht anders. Wie bei den Erwachsenen beobachte man auch bei den Jugendlichen, Muslime eingeschlossen, eine zunehmende "Individualisierung" bei der religiösen Haltung und "Distanzierung von offiziellen religiösen Lehrmeinungen und der Gesellschaft", so Stolz.

Nach wie vor Unklarheiten

17 Prozent der Bevölkerung zählten sich in religiösen Gemeinschaften zu den "Kerngemeinden". Neun Prozent wählten Alternativen wie Reinkarnation, Engelsglauben und anderes. Zehn Prozent seien als "säkular" einzustufen, wobei dies nicht heisse, die Gruppe sei "gegen Religion", so Stolz. 64 Prozent seien den "Distanzierten" zuzurechnen. Diese Gruppe sei bis heute nicht richtig erfasst, so Stolz, finde sich aber in allen Religionsgemeinschaften in der Schweiz.

Die "staatliche Tätigkeit" passe sich der religiösen Pluralität an, die staatlichen Behörden gingen "pragmatisch und lösungsorientiert" bezüglich der Religionen vor. René Pahud de Mortanges, Professor für Rechtsgeschichte und Kirchenrecht in Freiburg, nannte als Bespiele Strafvollzug und Religionsunterricht. Es finde eine "partielle Entkoppelung" von den öffentlich-rechtlich anerkannten Religionen statt. Aus dem konfessionellen Religionsunterricht werde etwa Religionskunde. Wiederum werde erkennbar, dass nicht öffentlich-rechtlichen Religionsgemeinschaften Aufgaben übertragen werden, zum Beispiel im Bereich Bestattung oder Schwimmunterricht. Migrationsreligionen hätten, anders als ihrem Herkunftsland gegenüber, meist grosses Vertrauen in die Schweizer Behörden. Das fördere die "Integrationsbereitschaft" der Zuwanderer. Sie seien dankbar für die Rechte, die ihnen in der Schweiz gewährt würden. So seien zum Beispiel Muslime darum bereit, bei der Ausbildung der Imame mit dem Staat zusammenzuarbeiten, so der Freiburger Professor. Der Staat sei

Christoph Bochinger, Präsident der Leitungsgruppe des NFP 58

zudem froh darüber, dass er die den Gemeinschaften anvertrauten Aufgaben nicht selber wahrnehmen müsse.

Einen Wermutstropfen gibt es für die kleinen Migrationsreligionen, weil sie mangels finanzieller und personeller Ressourcen bei behördlichen Vernehmlassungen nicht berücksichtigt würden. Sie könnten darum am politischen Prozess kaum teilhaben. "Die direkte Demokratie enthält einige Hürden für die kleinen Gruppen", so Pahud de Mortanges.

"Positive Laizität"

An der Pressekonferenz wurde betont, dass die Schweiz den Weg einer "positiven Laizität" eingeschlagen habe. Für Schlagzeilen sorgten Entscheide von Gerichten in Frankreich und Deutschland, welche ein Verbot etwa von Burka, Beschneidung von Knaben oder von religiösen Gemeinschaften aussprechen. Die Schweiz habe einen anderen Weg gewählt. Hier werde von "unten nach oben" entschieden. Gebe es Probleme, so bemühe man sich, diese vor Ort zu lösen, und man "geht nicht sofort vor das Bundesgericht", sagte Pahud de Mortanges.

Als Rückmeldung an den Auftraggeber, die schweizerische Landesregierung, könne das NFP 58 darum nach Bern senden: Der Bund muss sich fragen, was er selber tun kann, damit es zu keinen schwerwiegenden Konflikten bezüglich den Religionen in der Schweiz kommt.

Hinweis: Christoph Bochinger (Hg): Religionen, Staat und Gesellschaft. Die Schweiz zwischen Säkularisierung und religiöser Vielfalt. NZZ-Verlag, Zürich, 2012. 284 Seiten, Fr. 38.-.

(kipa / Bilder: Andrea Krogmann, Georges Scherrer)

Von einem Gipfel zum nächsten Gipfel

Mit dem neuen Chef der Glaubenskongregation sprach Johannes Schidelko

Rom. – Der Papst hat den Regensburger Bischof Gerhard Ludwig Müller (64) zum neuen Präfekten der Glaubenskongregation ernannt. Er hat sein Amt bereits am 2. Juli angetreten. Im Gespräch äussert er sich zu Perspektiven seiner Tätigkeit.

Welche inhaltlichen Prioritäten wollen Sie in Ihrer neuen Tätigkeit setzen?

Gerhard Ludwig Müller: Die Glaubenskongregation ist für die Förderung der Glaubenslehre zuständig, nicht nur für deren Schutz. Die Neuorganisation der Behörde 1965 hat diesen positiven Aspekt in den Mittelpunkt gestellt. Es geht darum, die Theologie und deren Verankerung in der Offenbarung zu fördern, Qualitätssicherung zu betreiben, die wichtigen geistigen Entwicklungen der Zeit im weltweiten Massstab zu sehen. Wir können die Glaubenslehre nicht einfach nur mechanisch wiederholen. Sie muss stets mit den geistigen Entwicklungen der Zeit, den soziologischen Veränderungen, mit dem Denken der Menschen in Zusammenhang gebracht werden.

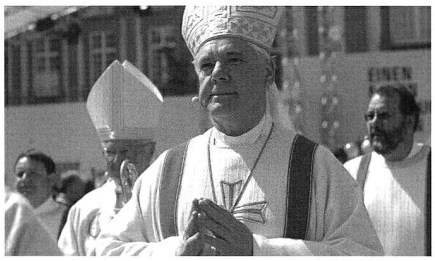
Was wird Sie in der nächsten Zeit besonders beschäftigen?

Müller: Die Kongregation hat die Aufgabe, den Papst in seinem Lehramt zu unterstützen. Wir müssen uns an den Schwerpunkten orientieren, die er in seiner Verkündigung setzt. Bei seiner Deutschlandreise hat er soeben die Gottesfrage in den Mittelpunkt gestellt. Er hat auch von der "Entweltlichung" der Kirche gesprochen – ein Thema nicht nur für Deutschland. Es geht um das richtige Verständnis vom Wesen und der Sendung der Kirche, die richtige Balance zu finden zwischen Abschottung von der Welt und Anpassung – damit wir der Welt wirklich dienen können, im Namen Jesu Christi.

Insbesondere müssen wir einer verbreiteten Müdigkeit in Glaubensfragen entgegenwirken: Dazu wird das Jahr des Glaubens mit der Erinnerung an 50 Jahre Konzilsbeginn und 20 Jahre Katechismus der Katholischen Kirche Wesentliches beitragen.

Was erwarten Sie vom Konzilsjubiläum?

Müller: Wir brauchen keine Hermeneutik, die von aussen an das Konzil herangetragen wird. Es gilt die Hermeneutik zu entdecken, die im Konzil selbst enthalten ist: die Hermeneutik der Reform in der Kontinuität, wie der Heilige Vater wiederholt unterstrichen hat. Ein Konzil ist die Ausführung des obersten Lehramtes der Kirche in der Gemeinschaft der Bischöfe zusammen mit dem Papst. In diesem Sinn war das Zweite Vatikanische Konzil eine grossartige Veranstaltung, wenn auch von einem etwas anderen Typ als manche früheren Konzilien. Es war seine legitime Absicht, nicht nur auf bestimmte Irrtümer einzugehen und sie zu korrigieren, sondern eine Gesamtdarstellung des katholischen Glaubens zu bieten. Es wollte nicht viele Einzelelemente, sondern den grossen Zusammenhang, die grosse Architektur der Kirche mit weiten Räumen darstellen, in denen man sich zu Hause fühlt und gerne wohnt.



Gerhard Ludwig Müller

Dieses Konzil schaffte freilich auch Probleme, etwa für die Piusbrüder.

Müller: Jeder, der sich katholisch nennt, sollte sich auch an die Prinzipien des katholischen Glaubens halten. Diese werden ja nicht von der Glaubenskongregation oder sonst jemandem vorformuliert, sondern sind uns in der Offenbarung Gottes in Jesus Christus vorgegeben, die der Kirche anvertraut ist. Man kann daher nicht einfach auswählen, was einem in ein vorgegebenes Schema hineinpasst.

Vielmehr muss man sich dem Ganzen des christlichen Glaubens, dem ganzen Glaubensbekenntnis, der Geschichte der Kirche und ihrer Lehrentwicklung öffnen. Man muss sich der lebendigen Tradition öffnen, die nicht irgendwann – etwa 1950 – abbricht, sondern weitergeht. So sehr wir auch die Geschichte mit ihren grossen Ergebnissen und Wirkungen würdigen, so müssen wir doch sehen, dass jede Epoche auch unmittelbar zu Gott steht. Jede Epoche hat ihre eigene Herausforderung, wir können nicht eine geschichtliche Epoche zum klassischen Muster erklären. Sondern wir wandeln von einem Gipfel zum nächsten Gipfel. (kipa / Bild: KNA)

Kurz & knapp

Mahnbriefe an Bischöfe. – Ein grosser Teil der Bischofskonferenzen hat offenbar bislang noch keine Richtlinien für den Umgang mit sexuellem Missbrauch erlassen. Lediglich "mehr als die Hälfte" der Bischofskonferenzen sind bisher der im Mai 20111 ergangenen vatikanischen Aufforderung zur Vorlage eines solchen Regelwerks nachgekommen, wie der vatikanische Beauftragte für Missbrauchsfälle, Charles Scicluna, in einem Interview sagte. – Die Schweizer Bischöfe haben unter dem Titel "Sexuelle Übergriffe in der Seelsorge" bereits 2002 Richtlinien für die Diözesen veröffentlicht. (kipa)

Konzilsblog. – In den nächsten drei Jahren soll das zweite Vatikanische Konzil (1962-65) einem breiteren Publikum mit einem Schweizer Konzilsblog (*www.konzilsblog.ch*) als Ereignis nähergebracht werden. Veröffentlicht werden unter anderem Tagebucheinträge, Zeitungszitate oder auch Texte von Zeitzeugen des Konzils. (kipa)

Mehr Angriffe auf Juden. – Der Europäische Jüdische Kongress warnt vor steigender Aggression gegen Juden in Europa. In den vergangenen Monaten habe es etwa in Grossbritannien, Russland, Frankreich und Deutschland mehrere Angriffe auf Juden oder jüdische Einrichtungen gegeben, erklärte die Organisation. Die Europäische Gemeinschaft müsse endlich eine deutliche Antwort finden auf Aggressionen mit antisemitischem Hintergrund wie etwa wirksame gesetzgeberische Massnahmen. Nur so könne die Ausbreitung der Gewalt gegen Juden verhindert werden. (kipa)

Kampf der Steuerflucht. – Die Schweiz soll Entwicklungsländer im Kampf gegen Steuerflucht unterstützen. Dies fordert Alliance Sud, die entwicklungspolitische Arbeitsgemeinschaft von sechs Schweizer Hilfswerken. In einer Broschüre zeigt Alliance Sud auf, welche Massnahmen die Schweiz ergreifen sollte. Dabei weist die Organisation auf den Zusammenhang zwischen fehlender Entwicklung und Kapitalabfluss aus Entwicklungsländern hin. (kipa)

Seine Morallehre führte einst zum Skandal

Stephan Pfürtner ist 89-jährig in Marburg gestorben

Marburg. – Stephan Hubertus Pfürtner, emeritierter Marburger Sozialethiker und ehemaliger Professor in Freiburg (Schweiz), ist am 2. Juli 89-jährig in Marburg gestorben. Er lehrte bis in die 70er Jahre in Freiburg, verliess aber nach einem Zerwürfnis mit dem Lehramt den Dominikanerorden und auch die Schweiz.

Pfürtner wurde am 23. November 1922 in Danzig geboren, studierte während des Kriegs Medizin und Philosophie, wurde von der Gestapo verhaftet und im Rahmen des Lübecker Christenprozesses durch das Volksgericht verurteilt.

Nach dem Krieg trat er in den Dominikanerorden ein, studierte Philosophie und Theologie in Bonn, Freiburg (Schweiz) und Rom, wo er promovierte. 1955 wurde Pfürtner Professor für Moraltheologie an der Dominikanerhochschule in Walberberg. Als Prior des Dominikanerklosters gründete er die Jugendakademie.

Hasserfüllte Kampagne

1966 kam Pfürtner an die Universität Freiburg (Schweiz). Hier lehrte er, bis ihm die Lehrerlaubnis entzogen wurde. 1971 vertrat er in einem Aufsehen erregenden Vortrag in Bern, im Rahmen der "progressio 71" der Berner Katholiken, unter dem Titel "Moral – was gilt heute noch?" die Meinung, dass sich immer mehr Menschen ausserstande sähen, die kirchliche Morallehre mit ihrer eigenen Sicht der Verantwortlichkeit in Übereinstimmung zu bringen. Drei Wochen nach seinem Vortrag wurde eine hasserfüllte Kampagne gegen ihn lanciert.

1972 äusserte sich Pfürtner in seinem Buch "Kirche und Sexualität" kritisch zur Enzyklika "Humanae vitae", mit der Papst Paul VI. 1968 die Anti-Baby-Pille und andere Verhütungsmethoden verbieten wollte.

Von Bischöfen fallengelassen

Die Buchveröffentlichung hatte Folgen. Die Schweizer Bischofskonferenz liess Pfürtner fallen. Ganz besonders Pierre Mamie, Bischof des Bistums Lausanne-Genf-Freiburg, und Rom widersprach Pfürtners Moralvorstellungen. Das Urteil war klar: entweder öffentlicher Widerruf oder Schluss mit der Lehrtätigkeit (Entzug der kirchlichen Lehrvollmacht). 1974 folgte Pfürtner der Aufforderung der Kirchenleitung, von seinem Lehrstuhl für Moraltheologie an der Theologischen Fakultät der Universität Freiburg zurückzutreten. Ein Jahr später trat er auch aus dem Dominikanerorden aus, 1974 heiratete er und zog mit seiner Frau zwei Kinder gross.

Von 1975 bis zu seiner Emeritierung 1988 war er Professor für Sozialethik an der Universität Marburg. 2007 erhielt Pfürtner den Ehrentitel "Gerechter unter den Völkern" der israelischen Holocaust-Gedenkstätte Jad Vashem. Er wurde ausgezeichnet, weil er 1944 drei jüdischen Frauen zur Flucht aus dem KZ Stutthof verholfen hatte.

Monumentale Dokumentation

Ludwig Kaufmann hat eine Dokumentation zu diesem Fall erarbeitet: "Ein ungelöster Kirchenkonflikt, Dokumente und zeitgeschichtliche Analysen. Der Fall Pfürtner." (1220 Seiten. Edition Exodus, Freiburg/Schweiz, 1987). (kipa)

Seitenschiff

Atemberaubend schnell. – In einer zweitausendjährigen Institution wie der katholischen Kirche dauert manches etwas länger – das lernt man schnell, wenn man sich als Schreiberling mit den entsprechenden Gepflogenheiten befasst. Eine Stellungnahme heute noch? Na ja, da muss man sich öfters mal noch eine Weile gedulden.

Und nun das: Im April betraute Papst Benedikt XVI. drei Kardinäle mit Untersuchungen in der Vatileaks-Affäre. Und bereits haben sie für den laufenden Juli ihren Abschlussbericht angekündigt.

Man stelle sich das vor: Geheime Dokumente aus der höchsten Leitungsebene des Vatikan gelangen an die Öffentlichkeit. Der Täter wurde in unmittelbarer Umgebung des Papstes aufgespürt. Ein Vorgang ohnegleichen! Und dann sollen rund zwei Monate genügen, um die Sache abzuschliessen?

Da wächst entweder eine Institution über sich hinaus. Oder der Wunsch, die leidige Geschichte möge doch schnell vorbei sein, war Vater des Gedankens.

pem (kipa)

Die Zahl

6,1 Millionen Franken. – Der Orden der Oblatenmissionare in den USA ist zu umgerechnet 6,1 Millionen Franken Schadenersatz für ein einzelnes Missbrauchsopfer verurteilt worden. Ein Gericht in Seattle befand den Orden für verantwortlich, Hinweise auf pädophile Übergriffe durch einen Lehrer ignoriert zu haben. Der heute 65-jährige Kläger sei zwischen 1961 und 1964 wöchentlich sexuell missbraucht und vergewaltigt worden. (kipa)

Zeitstriche

Schnüffler. – *"Diese Menschen müssen doch stets in meinen Angelegenheiten herumschnüffeln", lässt Karikaturist Alex ("La Liberté", Freiburg) Gott nach der Entdeckung des sogenannten "Gottesteilchens" (Higgs-Boson) am Cern in Genf sagen. (kipa)*

Impressum

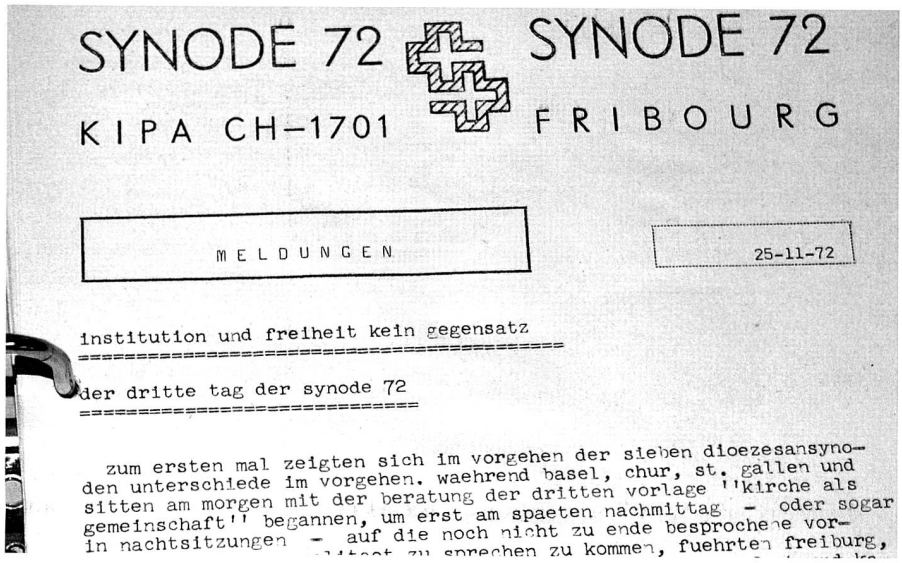
Redaktion dieser Ausgabe:
Josef Bossart
Kipa-Woche erscheint jeden Dienstag und wird von der Katholischen Internationalen Presseagentur in Zürich herausgegeben.
Kipa-Woche, Postfach 1863, 8027 Zürich
Telefon: 044 204 17 84, Fax: 044 202 49 33,
kipa@kipa-apic.ch, www.kipa-apic.ch
Abonnemente:
Telefon: 026 426 48 31, Fax: 026 426 48 30
administration@kipa-apic.ch
Jahresabonnement:Fr.145.30 (inkl. MWST)
per E-Mail als PDF-Datei Fr. 70.35
Für Zahlungen: Post-Konto 17-337-2
Ein Nachdruck (ganz oder teilweise) in Publikationen ist honorarpflichtig und nur mit Quellenangabe möglich.

Das Wichtigste über Religion Kirchen und Gesellschaft
17.7.12 / Nr. 29
kipa WOCHE
Katholische Internationale Presseagentur

Mammuttreffen "Volk Gottes"

Vor 40 Jahren wurde die Synode 72 eröffnet

Von Petra Mühlhäuser


SYNODE 72 SYNODE 72
KIPA CH-1701 FRIBOURG

MELDUNGEN 25-11-72

institution und freiheit kein gegensatz

der dritte tag der synode 72

zum ersten mal zeigten sich im vorgehen der sieben dioezesansyno-
den unterschiede im vorgehen. waehrend basel, chur, st. gallen und
sitten am morgen mit der beratung der dritten vorlage ''kirche als
gemeinschaft'' begannen, um erst am spaeten nachmittag - oder sogar
in nachtsitzungen - auf die noch nicht zu ende besprochene vor-
zu sprechen zu kommen, fuehrten freiburg,

Kipa-Bericht vor 40 Jahren

Zürich. – 1972 bis 1975 tagte die Synode 72 in insgesamt bis zu zehn Sessionen als Bistumssynoden in Wil SG, Bern, Freiburg, Sitten und Lugano sowie in der Abtei Saint-Maurice. Auf Anstoss der Schweizer Bischofskonferenz von 1969 sollte sie die Beschlüsse des Zweiten Vatikanischen Konzils für das kirchliche Leben in der Schweiz übersetzen. Ein Rückblick.

Im Oktober 1969 wandten sich die Schweizer Bischöfe in einem Brief mit beigelegter Antwortkarte an die Gläubigen. Sie sollten sieben Themenbereiche gewichten, um so mitzuwirken an der von der Schweizer Bischofskonferenz beschlossenen Synode. Das Echo war überwältigend: 150.000 Antworten gingen ein, dazu über 10.000 Briefe. Die Vorbereitungskommission erarbeitete einen Themenkatalog, nach einem langwierigen Prozess schliesslich die Synodenvorlagen, die in allen Versammlungen gleichzeitig behandelt werden sollten. Am Ende sollten die Ergebnisse auf nationaler Ebene wieder zusammengeführt werden.

Frauen, Junge, "Gastarbeiter"

Die Diözesansynoden waren jeweils auf 200 Teilnehmende beschränkt. Die Hälfte der Synodalen bestand aus Priestern und Ordensleuten und wurden von diesen direkt gewählt, die übrigen über Elektoren, die die Pfarreien gewählt hatten. Ein ausgeklügelter Verteilschlüssel sorgte dafür, dass Junge ebenso vertreten waren wie Frauen oder "Gastarbeiter", wie man damals sagte. Als Architekten und Organisatoren dieses Prozesses gelten gemäss einer aktuellen Publikation von Manfred Belok ("Die Synode in der Schweiz, 1972-1975") die beiden damaligen Bischofsvikare Ivo Fürer (später Bischof von St. Gallen) und Alois Sustar (später Bischof von Ljubljana, Slowenien).

Es war ein Riesenvorhaben, das schwer zu koordinieren war: Die Synoden arbeiteten nicht gleich schnell und kamen auch nicht immer auf dasselbe Resultat. Sie schrieben einige Vorlagen um, wiesen sie auch mal zurück und entschieden, ob sie die Kompetenzen für die jeweiligen Themen an die gesamt-

Editorial

Doppeljubiläum. – Einer kleinen Gruppe von Gläubigen ist es ein Dorn im Auge: Das Zweite Vatikanische Konzil, das am 11. Oktober 1962 begann und bis 1965 dauerte. Die Pius-Brüder, welche das Zweite Vatikanische Konzil ablehnen und dessen Resultate mit den schlimmsten Worten quittieren, sorgen für immense Schlagzeilen.

In keinem Verhältnis zu diesen Schlagzeilen stehen jene, welche die Medien bisher auf das Konzilsjubiläum verwendeten. Diese sind bis anhin recht dürftig. Dennoch beginnt da und dort das Interesse für das kirchliche Doppeljubiläum "Vatikanum II" und "Synode 72", die von 1972 bis 1975 in der Schweiz stattfand, zu erwachen.

Es wäre ja wunderbar, wenn alles, was damals vor vierzig, fünfzig Jahren so vielen Menschen grosse Hoffnung gab, mit dem Jubel-Anlass neu Aufmerksamkeit gewinnt. Noch schöner wäre es, wenn die damaligen Hoffnungen ernst genommen und in der Kirche – ausserhalb der medialen Vereinnahmung des Konzils durch Ecône – neu diskutiert würden. **Georges Scherrer**

Das Zitat

Armutszeugnis. – "Diese fäkale Bildsprache ist nicht lustig – sie ist ein echtes Armutszeugnis für eine ganze Zunft von Berufshumoristen, die sich offenbar immer schwerer tut mit wirklich guten Ideen. In einem Land, in dem fast alles erlaubt ist, wird gute Satire tatsächlich immer seltener. Und ohnehin wurde in unserem Land der Humor nicht erfunden. Auch diese traurige Botschaft geht von dem Cover aus."

***Andrea Kronisch**, redaktionelle Mitarbeiterin beim deutschen katholischen Nachrichtenportal **kath.de**, über ein inzwischen verbotenes Titelbild des Frankfurter Satiremagazins "Titanic". Unter der Überschrift "Halleluja im Vatikan: Die undichte Stelle ist gefunden" zeigt dieses einen Papst Benedikt XVI., dessen Soutane vorne gelb und hinten braun besudelt ist.* (kipa)

Namen & Notizen

Paolo Gabriele. – Die Freilassung des seit Mai im Zusammenhang mit "Vatileaks" inhaftierten päpstlichen Kammerdieners aus der Untersuchungshaft im Vatikan verzögert sich. Laut Vatikan-Sprecher **Federico Lombardi** wird die abgelaufene Frist von 50 Tagen für die Untersuchungshaft um "einige Tage" verlängert. (kipa)

Benedikt XVI. – Für den Papst haben die Ferien in seiner Sommerresidenz Castelgandolfo offenbar richtig begonnen: Der Papst habe in den vergangenen Tagen die Arbeiten am dritten Teil seines Jesus-Buches wieder aufgenommen und wolle das Manuskript diesen Sommer abschliessen, sagte sein Sprecher **Federico Lombardi** im Vatikan. (kipa)

Joseph Zen-Kuin. – Der Kardinal hat zusammen mit mehreren Dutzend Katholiken vor dem Sitz der chinesischen Zentralregierung in Hong Kong gegen eine Verletzung der Religionsfreiheit protestiert. Der emeritierte Bischof der Stadt forderte eine Freilassung des Weihbischofs von Schanghai, **Thaddeus Ma Daquin**. Dieser soll von den chinesischen Behörden unter Hausarrest gestellt worden sein. Anlass für das angebliche staatliche Eingreifen soll seine Predigt gewesen sein, in der er sich von der regimetreuen "Patriotischen Vereinigung" der Katholiken Chinas losgesagt haben soll. (kipa)

Joseph Yue Fusheng. – Der Vatikan hat die kürzlich in China erfolgte Bischofsweihe von Fusheng verurteilt und dessen Exkommunikation mitgeteilt. Die Ordination habe gegen den päpstlichen Willen stattgefunden und sei "illegitim" gewesen. (kipa)

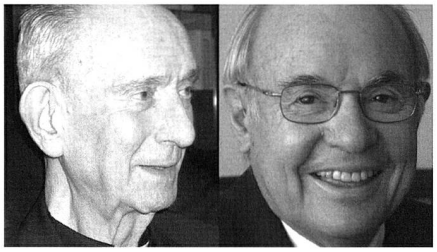
Arnold Landtwing. – Der 50-jährige Theologe aus Einsiedeln SZ ist ab 1. Februar 2013 Informationsbeauftragter des Generalvikariates für die Kantone Zürich und Glarus. Er folgt auf **Christian Breitschmid-Gabriel**, ab August Kommunikationsbeauftragter der Römisch-Katholischen Kirche im Aargau und Stellvertreter des Generalsekretärs. (kipa / Bild: zVg)

A. Landtwing

schweizerischen Sitzungen abgeben wollten, die die Beschlüsse zusammenzuführen hatten.

Vieles kam nicht durch

An Ende standen über 500 Seiten Dokumente. Ein Teil der Beschlüsse wurde realisiert und ist heute selbstverständlicher Alltag in der katholischen Kirche. Etwa die Anstrengungen in der religiösen Erwachsenenbildung. Oder die Empfehlung an die Klöster, Suchenden ihre Türen zu öffnen. Dass die Jugendverbände ökumenisch offen sind. Manches wäre noch aufzuzählen. Dass das Firmsakrament erst jungen Erwachsenen gespendet werden soll, wird erst in jüngster Zeit umgesetzt. Ähnliches gilt, insbesondere angestossen durch sinkende Schülerzahlen, in Sachen ökumenischer Religionsunterricht. Anderes fand keine Umsetzung: Die Bischöfe machten aufgrund der Ergebnisse Eingaben in Rom, von denen die meisten jedoch abgelehnt wurden. Ein Pastoralrat als Nachfolgerat der Synode etwa wurde nicht gut geheissen, obwohl die Schweizer Bischöfe die Statuten bereits angenommen hatten. Hingegen wurde das Schweizer Synode-Hochgebet ins "Missale Romanum" aufgenommen. Einige Themen sind noch heute aktuell. Etwa die Forderung, wiederverheiratete Geschiedene zu den Sakramenten zuzulassen. Oder die Frage, wie man verfahren soll mit den immer häufiger werdenden Mischehen. Ist die Beichte noch aktuell?


Alois Sustar und Ivo Fürer

Schon damals war man beunruhigt über die düsteren Personalprognosen und sprach davon, dass es künftig Gemeindeleitungen durch Laien geben werde.

Andere Themen werden derzeit kaum noch diskutiert: Wie verhält sich das Evangelium zur Militärdienst-Pflicht (eine Thematik, die damals wütende Reaktionen auslöste)? Gibt es eine Sonntagspflicht? Diskutiert, aber wieder verworfen wurde die Frage nach einem Weihbischof für Zürich – erst in den Wirren um den damaligen Churer Bischof Wolfgang Haas wurde ein solcher vorübergehend eingeführt. (kipa / Bilder: Gilles Gay-Crosier / zVg / stanislav.si)

Synoden-Zitate aus dem Kipa-Archiv

Freiburg i. Ue. – Die Presseagentur Kipa berichtete regelmässig über die Ereignisse an der Synode 72. Nachfolgend als O-Ton vier Zitate aus dem Kipa-Archiv:

Die Presseagentur Kipa zitiert im Februar 1974 den damaligen Nuntius in der Schweiz, Ambrogio Marchioni, der sich zur Synode 72 äusserte: *Die Synode ist "eine gemeinsam angestellte Gewissenserforschung, sie ist eine Kontrolle der geistigen Bedürfnisse einer bestimmten Kirchengemeinschaft, sie ist ein Plan vorhandener und realer Möglichkeiten, sie ist ein individuelles und kollektives pastorales Aktionsprogramm."*

Regens Jean Marie Pasquier legt 1974 den Gläubigen das Synodeopfer ans Herz: *"Mit den Augen eines Aussenstehenden riskiert man an der Synode nichts zu sehen als eine Versammlung von Menschen, eine komplizierte Organisation, einen Papierkrieg, leidenschaftliche oder peinliche Debatten, unvollkommene Texte. Wer aber mitgearbeitet hat, muss gestehen, dass er auch das Wirken des Geistes erfahren hat."*

"Viele Synodalen sprachen sich für die Zulassung der Frau zu allen kirchlichen Ämtern aus. Die Gründe, die heute gegen das Priestertum der Frau vorgebracht werden, seien vor 30 Jahren in unserem Land gegen das Frauenstimmrecht vorgebracht worden." Kipa im Mai 1975 über die Beratungen der Synode des Bistums Basel zur Frauenordination.

"Noch am Freitag hatte Bischof Anton Hänggi bei der Behandlung der Vorlage `kirchliche Dienste` in einem längern Votum zu den aufgeworfenen Fragen Stellung genommen. Er halte den Zölibat für sinnvoll, da er eine grössere Freiheit für den kirchlichen Dienst gebe. Es bestehe aber kein unbedingter Zusammenhang zwischen Priesterweihe und Zölibat. Deshalb sei er davon überzeugt, dass der Tag nicht allzu fern sei, an dem verheiratete Männer (viri probati) geweiht werden. Hingegen sei nach seiner Meinung die Zeit noch nicht reif, Frauen die Priesterweihe zu erteilen." Kipa fasst das Votum des Basler Bischofs Anton Hänggi vom Mai 1975 zu Pflichtzölibat und Frauenordination zusammen, das er vor der Synode des Bistums Basel hielt. (kipa)

Kloster Fahr muss seine Kräfte bündeln

Kloster Fahr AG. – Die seit 1944 bestehende Bäuerinnenschule im Kloster Fahr schliesst im Sommer 2013, teilte das Kloster mit. Grund sind Überalterung der Schwestern und fehlender Geldfluss aus den Kantonen. Die Bäuerinnenschule erfreut sich auch heute einer grossen Nachfrage.

In einem Kurs sind jeweils 28 Frauen, und es bestehen Wartelisten. Das Kloster müsse jedoch seine Kräfte bündeln, sagte Priorin Irene Gassmann gegenüber Kipa-Woche. Derzeit leben 24 Ordensfrauen im Kloster, wovon bloss drei noch nicht fünfzigjährig sind.

Seitdem die Bäuerinnenschule die Subventionen nicht mehr direkt vom Bund erhielt, musste die Schulleitung laut Priorin in den letzten Jahren immer wieder erfahren, dass verschiedene Kantonsregierungen keine Beiträge an die Ausbildung der Schülerinnen zahlen.

Die Benediktinerinnen im Kloster Fahr wollten nicht so lange zuwarten, bis sie die Kraft nicht mehr hätten, die Schule zu führen. Wie andere Klöster wird auch das Kloster Fahr von einem Freundeskreis unterstützt. Irene Gassmann: "Doch dieser Freundeskreis kann nicht einfach neue Schwestern herbeizaubern!"

Die Schule sei einzigartig aufgrund des Kontakts zwischen den Ordensfrauen und den Frauen, die in der Bäuerinnenschule ausgebildet werden. "Wenn wir Schwestern nicht mehr präsent sind, dann unterscheidet sich diese Schule nicht mehr von einer kantonalen Schule." Es gebe in den einzelnen Schweizer Kantonen genug solche Schulen, die zu wenig Schülerinnen hätten.

Spirituelles Naherholungsgebiet

Die Ordensfrauen von Fahr werden nun ihre Kräfte bündeln. Es brauche vor allem Schwestern, welche die Gemeinschaft selber betreuen. Spiritualität und entsprechende Angebote sollen mehr Raum erhalten.

Ob das Kloster auch in anderen Bereichen Angebote zurückstellen oder aufgeben muss, weiss die Priorin zum jetzigen Zeitpunkt nicht. Die Paramentenwerkstatt wird, wie vor einem Jahr entschieden, weitergeführt. Wie die Situation in fünf oder zehn Jahren aussieht, könne heute niemand sagen. "Uns ist es wichtig, dass das Kloster Fahr auch künftig eine grüne Oase am Stadtrand Zürich bleibt", betonte die Priorin. Die Schwestern wollten sich dafür einsetzen, dass dieser Ort, ein spirituelles Naherholungsgebiet in Stadtnähe, weiterhin ein Anziehungspunkt für die verschiedensten Menschen bleibe.

16 Kündigungen

Die Bäuerinnenschule verfügt über einen Lehrkörper mit vielen Teilzeit-Angestellten. Nun müssen 16 Kündigungen ausgesprochen werden. Das Kloster will besonders jenen Personen, die ein bedeutendes Pensum an der Schule erfüllen und dort schon seit langem unterrichten, bei der Gestaltung ihrer Zukunft mithelfen. Das Benediktinerinnenkloster muss zudem renoviert werden. Insgesamt benötigt es rund 20 Millionen Franken für die Renovierungsarbeiten, davon elf Millionen in den nächsten fünf Jahren. Die geplante Sanierung betrifft verschiedene Bereiche, darunter Freskomalereien, Elektro- und Heizungsanlagen sowie den Kirchturm. (kipa)

Kritik an Verkleinerung von Justitia et Pax

Bern. – Die von der Schweizer Bischofskonferenz (SBK) beschlossene Verkleinerung der Fachkommission Justitia et Pax und ihre Umsiedlung von Bern nach Freiburg wird vom Ausschuss-Mitglied Josef Bieger scharf kritisiert.

Ausgerechnet im Jubiläumsjahr des Konzils werde eine "radikale personelle und finanzielle Kürzung" der Fachkommission vorgenommen, schreibt Bieger im Berner Pfarrblatt. Er befürchtet, dass die Stelle durch die beschlossene Redimensionierung nur noch zu einem "jämmerlichen Gackern" fähig sein wird. In Bern war der direkte Kontakt zu den Bundesparlamentariern optimal. Bieger bedauert, dass nicht nur in der Schweiz die Tendenz zunehme, "sich von sozialen Fragen weg zur individuellen Innerlichkeit zu bewegen."

Dynamik verbessert

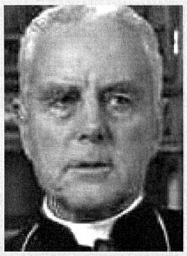
Der wichtige Beitrag von Justitia et Pax für die Kirche der Schweiz werde durch die Veränderungen nicht geschmälert, sondern diese ermöglichten im Gegenteil eine intensivere Zusammenarbeit zwischen den verschiedenen kirchlichen Gremien und vergrössere dadurch die Dynamik, betont Abt Martin Werlen im Interview mit dem Berner Pfarrblatt. (kipa)

Kurz & knapp

Stimmrecht entzogen. – In Belgien hat die Katholische Universität Löwen der katholischen Kirche ihr Stimmrecht im höchsten Gremium der Universität entzogen. Die fünf bischöflichen Gremienmitglieder sollen künftig nur eine beratende Funktion einnehmen, könnten aber über wissenschaftliche Projekte wie etwa Stammzellenforschung nicht mehr entscheiden. Zu den Mitgliedern des rund 30 Personen umfassenden Gremiums gehört auch der Vorsitzende der belgischen Bischofskonferenz, Erzbischof André-Joseph Léonard von Mechelen-Brüssel. (kipa)

Aufmarsch. – Brasilianische Pfingstkirchen sind am 14. Juli mit ihrem traditionellen "Marsch für Jesus" durch die Strassen von Sao Paulo gezogen. Nach Polizeiangaben nahmen eine Million Menschen teil; die Veranstalter sprachen von mehr als fünf Millionen. Die Kirchen feierten mit der Kundgebung auch das Ergebnis der jüngsten Volkszählung, demzufolge die Pfingstkirchen einen Mitgliederzuwachs verzeichnen. (kipa)

Nachrichten für Rom. – Das Generalkapitel der traditionalistischen Pius-Bruderschaft wird "demnächst" Rom eine Erklärung zustellen. Dies teilte die Bruderschaft in Ecône zum Abschluss ihres Generalkapitels mit. Zu vermuten ist, dass sich die Pius-Brüder auf eine gemeinsame Haltung gegenüber Rom geeinigt haben. Der Entscheid von Bischof Bernard Fellay, Generaloberer der Pius-Bruderschaft, Bischof Richard Williamson als Kapitular des Generalkapitels auszuschliessen, ist vom Generalkapitel bestätigt worden. (kipa / Bild: youtube)



R. Williamson

Treffen. – Das katholisch-islamische Verbindungskomitee ist in Rom zu einer ausserordentlichen Sitzung zusammengetroffen. Gemäss Vatikan diente die Zusammenkunft dem Meinungsaustausch über den Stand der Beziehungen zwischen Christen und Muslimen "in der gegenwärtigen globalen Situation". Das "Islamic-Catholic Liaison Committee" wurde 1995 ins Leben gerufen und trifft sich einmal im Jahr, um über religionsübergreifende Fragen zu beraten. (kipa)

Neu: Schweizer Konzilsblog

Zürich. – Ein Schweizer "Konzilsblog" wird während des Konzilsjubiläums 2012-2015 eine niederschwellige und detailreiche Erinnerung an die Ereignisse des Konzils ermöglichen.

Fünfzig Jahre nach Eröffnung des II. Vatikanischen Konzils will der Konzilsblog angemessen an das Konzil erinnern, schreiben die Initianten von *www.konzilsblog.ch.* Viele der Einträge sollen in einer "Tagebuchoptik" zurückschauen: "Was geschah heute vor 50 Jahren"?

In den Blick kommen etwa Reden von Bischöfen oder an Kommissionssitzungen. Weitere Beiträge nehmen eine "Themenoptik" ein. So soll auf Frauen hingewiesen werden, die als Beobachterinnen oder im Umfeld des Konzils eine Rolle spielten. Die "Rezeptionsoptik" wird Ausblicke auf die Konzilsrezeption in der Schweiz und in anderen Ländern geben. Ein besonderes Augenmerk liegt auf der Schweizer Perspektive auf das Konzil. (kipa)

Ausgrenzung von Minderheiten

Bonn/Zürich. – Die jüdischen Rabbiner Europas warnen vor den Auswirkungen des Kölner Gerichtsurteils zur Strafbarkeit religiöser Beschneidungen. Er sehe darin eine weitere Tendenz der Ausgrenzung von Minderheiten, sagte der Vorsitzende der Konferenz Europäischer Rabbiner, Pinchas Goldschmidt, der Deutschen Welle in Berlin.

Der Rabbiner äusserste sich zu einem Urteil des Kölner Landgerichtes, welches erstmals in Deutschland die Beschneidung aus religiösen Gründen als strafbare Handlung wertet. Für die jüdischen Gemeinden in Deutschland sei dieses Urteil "sehr problematisch". Er hoffe, dass die deutsche Bundesregierung zügig für eine rechtliche Klarstellung sorge. Der Geistliche nannte es erschreckend, dass die Deutschen die Kölner Entscheidung laut Umfragen mehrheitlich begrüssten. Es gehe um die "Grundlagen für eine liberale Demokratie, um die absolute Anerkennung der religiösen Freiheit auch von Minderheiten".

Ihn schockiere beim Kölner Gerichtsurteil zur Beschneidung "ein Überlegenheitsanspruch der westlichen Gesellschaft, der eigentlich auch Ausdruck ist einer gewissen Angst vor Gemeinschaften, die starke religiöse Werte mit sich bringen", sagte Michel Bollag, jüdischer Co-Leiter des Zürcher Lehrhauses, gegenüber Radio DRS. Die säkulare Gesellschaft fürchte sich eigentlich vor Gemeinschaften mit starken religiösen Werten. Das zeige in der Schweiz auch die Kruzifix-Diskussion. (kipa)

Daten & Termine

27. Juli–12. August. – Die mehr als 10.000 Athleten aus aller Welt, die ab Ende Juli bei den Olympischen Sommerspielen in London um Medaillen kämpfen, werden auch seelsorglich betreut. Im Olympischen Dorf hat das lokale Organisationskomitee ein interreligiöses Seelsorgezentrum mit eigenen Gottesdiensträumen für die fünf grössten Glaubensrichtungen – Christentum, Islam, Judentum, Hinduismus und Buddhismus – errichtet. Knapp 200 Seelsorgende verschiedenster Religionsgemeinschaften betreuen die Sportler und Sportlerinnen. (kipa)

4. August. – Die kirchliche Filmarbeit feiert den ersten Preisträger der Ökumenischen Jury am Filmfestival Locarno. Zum Jubiläum der 40. Ökumenischen Jury findet unter anderem auch ein ökumenischer Gottesdienst und ein Podiumsgespräch zur Bedeutung der kirchlichen Jury in Locarno statt. (kipa)

8. September. – Das Kloster Fahr führt von 11.30 bis 17.30 Uhr einen Tag der offenen Tür durch. (kipa)

Die Zahl

169. – Im Jahr 2011 haben in der Schweiz 21 reformierte Theologinnen und Theologen das Lernvikariat abgeschlossen und konnten damit eine Pfarrstelle antreten. 59 Pfarrerinnen und Pfarrer wurden im selben Jahr pensioniert. Die reformierte Kirche rechnet gemäss damit, dass sich diese Entwicklung noch verschärft. Denn jetzt werden jene Pfarrer pensioniert, die in den Siebzigerjahren Theologie studierten und das waren 1990 noch 169 Personen. (kipa)

Zeitstriche

Konzil oder Film? *– "Was denken Sie von Vatikan II?" – "Ich habe ihn nicht gesehen, aber es scheint, dass er besser war als der Erste!", antwortet in kirchlicher Unkenntnis der Jugendliche, aber aufgrund seines Wissens über Fortsetzungsfilme wie "Ice Age 4" auf die Frage des Reporters. Karikatur von Raphaël Zbinden, Mitarbeiter der französischsprachigen Redaktion Apic der Presseagentur Kipa. (kipa)*

Impressum

Redaktion dieser Ausgabe:
Georges Scherrer
Kipa-Woche erscheint jeden Dienstag und wird von der Katholischen Internationalen Presseagentur in Zürich herausgegeben.
Kipa-Woche, Postfach 1863, 8027 Zürich
Telefon: 044 204 17 84, Fax: 044 202 49 33,
kipa@kipa-apic.ch, www.kipa-apic.ch
Abonnemente:
Telefon: 026 426 48 31, Fax: 026 426 48 30
administration@kipa-apic.ch
Jahresabonnement:Fr.145.30 (inkl. MWST)
per E-Mail als PDF-Datei Fr. 70.35
Für Zahlungen: Post-Konto 17-337-2
Ein Nachdruck (ganz oder teilweise) in Publikationen ist honorarpflichtig und nur mit Quellenangabe möglich.

schen Bereich in den Vordergrund und hat dort die Bedeutung, dass die ganze Kirche das Subjekt der Feier ist; sodann wird er auf der Ebene des *munus regendi* aufgenommen. Semantisch dem Begriff der *communio* sehr nahe,[24] dient er primär dazu, die Beziehung der Menschen zu Gott zu beschreiben. Er erlaubt es, die Beziehung zu denken, die zwischen Gott und den Gliedern der Menschenfamilie besteht,[25] und ebenso ermöglicht er es, den Status der Getauften in der Kirche und ihre Beziehung zum Leben und zur Aktivität der Kirche zu denken; dabei stehen diese unterschiedlichen Ebenen miteinander in Verbindung. Die *communio/participatio* in und an den Heilsgütern ist in der Tat die Quelle der Gemeinschaft (*communio*) zwischen den Christen und begründet die Partizipation aller an dem einzigen Priesteramt Christi. Die Anteilhabe an den Heilsgütern und am Priestertum Christi ist also nicht nur geistlicher Art, denn sie begründet und strukturiert ja die Beziehungen zwischen den Menschen in der Kirche. So wird der Begriff der Teilnahme dazu benutzt, die Beziehungen zwischen dem Diözesanbischof und seinem Koadjutor (vgl. CD 25), die Beziehungen zwischen den Priestern und ihrem Bischof (vgl. LG 28 und 41) und den Anteil der Laien an der Sendung des Gottesvolkes zu bezeichnen (vgl. CD 17; AA 2; AG 28).

Der Begriff der Partizipation[26] wird dann auf der Handlungsebene durch zahlreiche andere präzisiert, darunter Zusammenarbeit,[27] Mitarbeit,[28] Koordination[29] und Solidarität. Alle diese Begriffe werden verwendet, um zu zeigen, dass niemand in der Kirche isoliert handeln kann, dass vielmehr im Handeln eines Einzigen alle zugegen und geeint sind und dass alle Getauften Anteil an der Sendung der ganzen Kirche haben. So sollen die Ordensleute zusammenarbeiten und ihre Tätigkeiten mit denen der Ortskirchen (vgl. CD 35; UR 23; PC 23) und mit dem Diözesanklerus koordinieren (vgl. CD 35); die Pfarreien sind ebenso aufgerufen, untereinander zusammenzuarbeiten (vgl. AA 10) wie die verschiedenen Kommissionen und Organe einer Diözese (vgl. SC 46); die Kirchen verschiedener Riten, die auf ein und demselben Territorium liegen, sollen zusammenarbeiten (vgl. OE 4; CD 23); die verschiedenen apostolischen Vereinigungen sollen ihre Aktion ebenso aufeinander abstimmen (vgl. AA 10, 23, 25), wie auch die missionarische Aktion koordiniert werden soll (vgl. AG 38) usw.

Da sie also das Konzil als Erfahrung von Synodalität, gemeinsamer Arbeit, Gespräch, Zuhören und Dialog erlebten, konnten die Konzilsväter im Vatikanum II eine Lehre stark machen, die eine ganze Reihe von Praktiken, Haltungen und institutionellen Formen wertschätzt, dank deren die gesamte kirchliche Körperschaft zur Partizipation befähigt wird und die Kirche ihr von Grund auf konziliares (oder synodales) Wesen zurückbekommt. Hier erweist sich das konziliare Faktum als Erschütterung des institutionellen Gleichmuts in der katholischen Kirche, als die Wiederentdeckung verdunkelter Werte und als Hochschätzung von Haltungen und Praktiken, die zu ihrem Erbe gehören. Somit steht das Konzil als Ereignis im Sinne Yves Congars nicht im Gegensatz zu seinen Lehren oder seinen Dekreten und lenkt uns nicht von diesen ab, im Gegenteil: Es gibt uns die Chance, zu einem tieferen Verständnis seiner Dokumente und Texte zu gelangen. Eine Hermeneutik des Konzils muss also in einem unaufhörlichen Hin und Her die Geschichte des Konzils (das konziliare Faktum), die Geschichte der Abfassung seiner Texte, die Bilder, die es in Umlauf bringt, und seine Lehren miteinander verbinden.

3. Schluss

Was bleibt vom Zweiten Vatikanische Konzil nach fünfzig Jahren noch praktisch zu verwirklichen? Wir haben gesehen, dass sich die Frage nicht beantworten lässt, indem man auf einer Liste von Massnahmen, die das Konzil der Kirche vorgeschlagen hat, Ja oder Nein ankreuzt. Diese Methode würde uns daran hindern, das Konzil als ein kohärentes Ganzes und als Gefüge zu verstehen, denn sie reduziert es auf eine Ansammlung von einzelnen Lehren und zeigt sich unfähig, seine Lehraussagen entsprechend den verschiedenen Dimensionen, die wir im Gefolge Yves Congars erkundet haben, an das konziliare Ereignis zurückzubinden; reduktionistisch lässt sie das, was uns als lebendiges Wort an die Kirche im Hinblick auf ihr Wachstum und ihre Erneuerung vor Augen getreten ist, zum erstarrten Fossil werden. Sie macht uns unfähig, die Hauptintuitionen des Konzils, von denen wir doch heute noch leben müssen, zu erfassen, und engt uns damit auf eine standardisierende Anwendung ein. Wenn das Konzil auf diese Dimension zurückgeschraubt wird, kann es sich nicht als der Kompass erweisen, der die Kirche im Lauf des 21. Jahrhunderts zu leiten vermag, um es mit den Worten von Johannes Paul II. zu sagen.

Erfassen wir es dagegen in seinen zentralen Intuitionen, so sehen wir, dass das Konzil sich noch immer als Zu-Kunft für die Kirche erweist, in dem Sinne, dass jene grossen Intuitionen bezüglich Einstellungen, Haltungen, Praktiken und Institutionen, die die Mentalitäten formen und dem Fleisch der Kirche das vom Konzil erwünschte *aggiornamento* einprägen, kurz, dass diese Hauptintuitionen auch heute noch imstande sind, die Kirche auf ihrem Weg zu leiten. Nicht nur, dass das Konzil bei weitem noch nicht ausgeschöpft ist, auch die Verwirklichung seiner Intuitionen lässt noch auf sich warten, wiewohl wir durchaus anerkennen, dass immerhin einige der von ihm angeregten Massnahmen zur Anwendung gelangt sind. Und dennoch: Die kanadischen Bischöfe haben in ihrer Antwort auf die Lineamenta zur

[25] Das Zweite Vatikanische Konzil spricht von der Teilhabe am göttlichen Leben (vgl. LG 2), an den Gütern der Gnade (vgl. DV 6) und am Heil (vgl. PO 13). Speziell die Sakramente schenken uns Anteil an Christus und seiner Sendung: Taufe (vgl. LG 26), Eucharistie (vgl. LG 7, 11, 26), Ordo (vgl. LG 28; PO 22) und Ehe (vgl. LG 21 et 41); auch das Recht der Kirche hat in gewisser Weise eine sakramentale Grundlage.

[26] Er sollte mit Klugheit verwendet werden, wenn man ihn benutzt, um von der Partizipation an den drei *munera Christi* zu sprechen. Und noch eine weitere Vorsichtsmassnahme legt sich nahe: Das Konzil verwendet ihn selten in absoluter Form, ohne ihn durch ein begleitendes Adjektiv zu konnotieren, wie etwa in der Wendung «unterschiedliche Teilhabe». Die Partizipation aller bedeutet nicht, dass alle dieselbe Funktion innehaben.

[27] AA 27; UR 4, 12 (Zusammenarbeit mit den anderen Christen und den getrennten Brüdern); AA 27, NA 2 (mit den Nichtchristen).

[28] Der Terminus erscheint häufig zur Beschreibung der Beziehungen zischen dem Bischof und den Priestern; es heisst, die Priester seien «sorgsame Mitarbeiter, als Hilfe und Organ der Ordnung der Bischöfe», der Bischof wiederum «soll seine priesterlichen Mitarbeiter als Söhne und Freunde ansehen» LG 28; CD 27 zählt sie an erster Stelle «zu den Mitarbeitern des Bischofs in der Leitung der Diözese». Derselbe Terminus «Mitarbeit» definiert aber auch die Bande zwischen den Priestern selbst und der Beteiligung der Laien am Apostolat der Hirten (LG 33).

Vorbereitung der ausserordentlichen Bischofssynode von 1985, also in der unmittelbaren Nachkonzilszeit, betont: «Man hat viel Energie darauf verwendet, liturgische Veränderungen zu fördern, die Priesterseminarien und die Konstitutionen der Orden zu reformieren, die Einrichtung der verschiedenen konsultativen Räte zu ermöglichen, neue Katechismen einzuführen und die geistlichen Bewegungen zu unterstützen.» Mit anderen Worten: Man hat die verschiedenen Lehren des Konzils ernst genommen und hat sie, ganz loyal und oft voller Begeisterung, in die Tat umsetzen wollen. Dennoch hat man das Konzil damals so verstanden, als wäre es ein Korpus von Massnahmen, die es zu verwirklich gelte. Im weiteren Verlauf ihrer Ausführungen sagen die Bischöfe: «Erst ganz allmählich hat sich herausgestellt, worum es im Konzil wirklich ging, und ist sich bewusst geworden, welch radikale Bekehrung verlangt war», und so hat man realisiert, «dass die Rezeption des Konzils eine Arbeit ist, die einen langen Atem verlangt und deren Erfordernisse man heute deutlicher wahrnimmt».[30]

Ich glaube, aus dem zeitlichen Abstand erfassen wir heute besser, was im Konzil auf dem Spiel stand. Es geht nicht einfach um vielfältige Anweisungen zu vielen unterschiedlichen Themen, sondern es herrscht eine echte innere Kohärenz, es handelt sich um ein Korpus, das von einer starken Erfahrung getragen ist und sich nicht trennen lässt vom konziliaren Faktum, das der katholischen Kirche die Gelegenheit bot, einige Werte neu zur Geltung zu bringen, die zu ihrem Erbe gehören und bisweilen verdunkelt worden sind. Wir sind also mit dem Zweiten Vatikanischen Konzil noch nicht zu Ende, und die Feiern zum 50. Jahrestag seines Abschlusses stellen keineswegs den Abschluss seiner Rezeption und seiner Umsetzung in die Praxis dar, vielmehr eröffnen sie eine neue Rezeptionsperiode, die uns weiterzubringen vermag. Dies ist möglich, sofern nur die katholische Kirche, ohne den Buchstaben der in ihrer Gesamtheit und inneren Kohärenz verstandenen Lehre des Konzils zu vernachlässigen, sich neu von der konziliaren Erfahrung ergreifen lässt, die untrennbar mit dem konziliaren Faktum zusammenhängt, das pneumatisch und liturgisch, Hören-des-Wortes und Übernahme und Weitergabe der Tradition in einem ständigen Dialog mit der Welt von heute ist. Unter dieser Bedingung kann sich das Konzil als Zu-Kunft erweisen und uns in diesem 21. Jahrhundert vorangehen.

Gilles Routhier

[29] Diesen Begriff verwendet man vor allem, um die Verbindung der verschiedenen apostolischen Werke, die man in ihrem Verbund «Gesamtpastoral» nennen könnte, oder im missionarischen Werk zu beschreiben. Vgl. insbesondere AA 23, 26; AG 30, 31.

[30] Diagnostic sur la réception du concile Vatican II par l'Église canadienne, in: Synode extraordinaire. Célébration de Vatican II. Paris 1986, 173.

JERUSALEM

ZU FUSS NACH JERUSALEM – WAS BLEIBT

Am vergangenen Pfingstwochenende organisierten wir vier Pilgerinnen und Pilger im Lassalle-Haus in Bad Schönbrunn eine Veranstaltung zum Abschluss unseres Projektes «Zu Fuss nach Jerusalem». Dazu luden wir auch ein Dutzend anderer Pilger ein, die vor uns schon den Pilgerweg nach Jerusalem unter die Füsse genommen hatten. Es war ein fruchtbarer Austausch und ein bewegtes Erzählen über die Erfahrungen und Erlebnisse auf dem Weg und von der Ankunft am Ziel: Jerusalem. Seit unserer Heimkehr am 6. Januar 2012 ist ein gutes halbes Jahr vergangen. Wir hatten unser Pilgern mit dem Ziel begonnen, für Versöhnung und Frieden zwischen den Völkern, Konfessionen und Religionen zu beten und zu gehen. So hatte unsere Wallfahrt ein spirituelles, interreligiöses und politisches Anliegen. Doch wie war die Ankunft in Jerusalem, und was ist uns von dieser langen aussergewöhnlichen Wallfahrt geblieben? Haben wir nicht nur die Stadt Jerusalem erreicht, sondern sind wir in unseren Anliegen auch erhört worden? Wirkt sich diese lange Pilgerschaft auf unser privates Leben, auf unseren Glauben und den Beruf aus? Hat diese Wallfahrt mein Leben verändert? Was bleibt davon? – Im Folgenden gibt jede und jeder der vier Pilgernden eine Antwort dazu:

1. Früchte von «Zu Fuss nach Jerusalem»

a. Klarheit, Mut und Zutrauen

Von Haus aus bin ich eher ängstlich und habe ein grosses Sicherheitsbedürfnis. Am wohlsten ist es mir dort, wo ich mich auskenne, beispielsweise im Laden um die Ecke. Ich zahle pünktlich meine Versicherungen und versuche, mich nicht unnötig in Gefahr zu bringen. Ich gehöre zu jenen Menschen, die zufrieden sind, wenn am Ende des Monats der vereinbarte Lohn automatisch auf dem Konto ist. Und dann – ohne gross nachzudenken – dieses klare Ja zu dieser Pilgerreise. Ich hätte auf der Stelle gekündigt und wäre einfach losgelaufen. «Du bist aber mutig …» – das war und ist auch heute noch nicht wirklich mein Empfinden. Aber ich war berufen und folgte diesem Ruf ohne Angst. Eine ganz neue, befreiende Lebenserfahrung.

b. Gelassenheit und Freiheit

«Pilgern zu mehr Coolness» titelte die «Zürichsee-Zeitung» mein Heimkommen und hat damit den Nagel auf den Kopf getroffen. Ich fühle mich gelassener, sicherer, angstfreier. Das Unterwegssein, das Sich-dem-Weg-Hingeben-Müssen, das Immer-weiter-Gehen, das Vertrauen-Üben – hat sei-

nen Platz im Heute gefunden. Auf dem Pilgerweg erfuhren wir, dass für uns gesorgt wurde. Immer fanden wir einen Ort zum Schlafen, immer hatten wir genug zu essen und zu trinken. Wir wurden selten krank, und die Menschen in sämtlichen Ländern nahmen uns freundlich auf und boten uns ihre Hilfe an. Natürlich mit unserem Dazutun, Weitergehen, Suchen und Fragen, aber letztlich durften wir loslassen und erlebten hautnah, was es heisst: «Was sorgt ihr euch um das Morgen …?» In dieses Vertrauen möchte ich immer mehr hineinwachsen.

c. Bescheidenheit

Sieben Monate unterwegs sein heisst sieben Monate nicht in der Pfarrei sein. Das sind sieben Monate ohne meine Arbeitskraft ganz konkret vor Ort. Und es ging doch! Ich bin ersetzbar. Schön, dass sie mich vermisst haben, aber es ging auch ohne mich. Das ist eine grosse Entlastung. Ich betrachte vieles aus einem neuen Blickwinkel und sehe, dass es auch anders funktionieren kann. Heute kann ich gut mal «die Fünf gerade stehen lassen». Die Welt bricht deshalb noch lange nicht zusammen.

d. Liebe und Glaube

Zu erfahren, wie stark das Band des Gebetes ist, wie wir darin durch das «Mitgehen» so vieler getragen wurden, überwältigt mich noch heute. Dies ist eine meiner wertvollsten Früchte. Natürlich glaubte ich auch vorher schon an die Kraft des Betens. Aber sie so leibhaftig zu spüren, ist eine neue Dimension, die mich mit grosser Dankbarkeit erfüllt. Vieles von dem, was unterwegs geschah, was wir erfuhren, was sich entwickelte und zeigte, waren bekannte Grössen, waren in meinem Wortschatz und Glaubensbewusstsein vorhanden. Jetzt aber konkrete Beispiele dafür nennen zu können und mir dessen bewusst zu sein, will ich als «Eingemachtes» bewahren, davon immer wieder erzählen und nicht vergessen.

e. Freundschaften und Beziehungen

Als ich meinem Partner die Frage stellte: «Wie denkst du über mein Pilgern nach Jerusalem?», antwortete er: «Könnte ich dich halten? Würden wir glücklich werden, wenn ich dich nicht gehen lassen würde? Ich habe keine Angst, ich warte auf dich.» So ging ich weg und war doch verbunden mit ihm, mit Freundinnen, Freunden, mit der Pfarrei und der Familie. Mich in diese Freundschaften hineinzugeben, um sie zu wissen, ihnen zu trauen und zu spüren, wie sie mich trugen – all dies bereicherte mein Gehen und ist auch eine Bereicherung für mein Sesshaft-Sein.

f. Weisheit, Erwachsenwerden und Dankbarkeit

So ging ich hinaus, wurde ein bisschen weiser und noch etwas erwachsener, habe vieles gelernt, bin mir, den anderen und Gott nähergekommen. Ja – ich bin unendlich dankbar für diese wertvolle und unvergessliche Erfahrung!

Esther Rüthemann

2. Was geht weiter?

Das Ankommen in Jerusalem war für mich ein unbeschreiblicher und ungeahnter Höhepunkt: Ich war ergriffen vom Anblick der ersehnten Stadt, des Zieles unserer Pilgerschaft. Ich war erschüttert in der Tiefe der Grabes- und Auferstehungskirche bei den ersten Klängen Orgelmusik nach sieben Monaten des Fastens. Ich war erlöst von den Strapazen des Weges und von der grossen Herausforderung, als Gruppe unterwegs zu sein. Jetzt im Alltag wird diese Erfahrung des Ankommens ab und zu wieder geweckt. Es ist vor allem die Musik, die vermag, den Raum der Erschütterung zu öffnen. Es sind aber auch Menschen, die herzliche Anteilnahme an unserem Weg ausdrücken, die mich tiefer berühren als vorher, und es sind die unsäglichen Nachrichten aus Syrien, die mich ganz schnell weinen lassen.

Auch vom Laufen ist etwas in meinem Alltag «übrig» geblieben. Ich habe einen Arbeitsweg von etwa einer halben Stunde. Morgens mache ich ihn zu Fuss. Das Herzensgebet «Jesus Christus, Sohn Gottes, erbarme dich unser», das sich durch die Pilgerschaft in die Tiefe der Seele gesenkt hat, beginnt mit dem ersten Schritt zu wirken. Vorbei an Schulen, Spitälern, Geschäften und Privathäusern nehme ich diese Menschen in meinen Tag hinein. Und wenn ich schliesslich auf ein kurzes Stück Jakobsweg gelange, liegt auch die Pilgerherberge der Stadt an meinem Weg. Hier berühre ich die Muschel an der Haustür und wünsche allen Pilgern für diesen Tag Gottes Segen:

die Kraft
des Segnens
ist gegeben
die Wortstille
Gott ist mit dir
darf zugesprochen werden
berührt den Menschen
auch im Abgründigen
selbst der Sturz
ist umfangen H. Aepli

Ankunft in Jerusalem: Franz Mali, Christian Rutishauser, Esther Rüthemann, Hildegard Aepli (v. l. n. r.).

JERUSALEM

Hildegard Aepli ist Mitarbeiterin im Amt für Pastoral und Bildung des Bistums St. Gallen, Pastoralassistentin in der Dompfarrei St. Gallen und als Exerzitienleiterin tätig.

Dr. Franz Mali ist Assoziierter Professor für griechische Patristik und Sprachen des christlichen Orients an der Theologischen Fakultät der Universität Freiburg i. Ü.

Esther Rüthemann ist Pastoralassistentin in Jona und Mitglied der Dekanatskommission Uznach.

P. Dr. Christian Rutishauser SJ ist Bildungsleiter des Lassalle-Hauses in Bad Schönbrunn und ab dem 31. Juli 2012 Provinzial der Schweizer Jesuiten.

JERUSALEM

a. Was ist «neu» geworden?

Durch die Pilgererfahrung bin ich auf ein Phänomen in meinem Inneren aufmerksamer geworden. Es gibt in mir einen Antreiber, der keine Gelegenheit auslässt, mir zuzuflüstern, ich müsse die Dinge, die ich tue und tun will, schnell machen, sonst würde ich es nicht schaffen. Mein Antreiber ist ein dauernder Stressmacher, auch wenn ich genug Zeit habe für das Anzugehende. Jetzt, wo ich dieser Zusammenhänge bewusster bin, habe ich mehr Möglichkeiten, darauf zu reagieren. Ich frage mich jetzt häufig, ob es nötig ist, die momentane Sache schnell zu machen. Meistens ist es nicht nötig. Die Entscheidung, den nächsten Schritt langsam zu tun, bringt sofort ein Lächeln in mein Gesicht, und ich spüre Gelassenheit.

b. Welches sind Früchte des Weges?

Seit der Rückkehr habe ich schon bald 30-mal an unterschiedlichen Orten von unserem Pilgern erzählen dürfen. Ich bin nach wie vor bewegt darüber, wie sehr diese Berichte die Anwesenden mitzunehmen vermögen. Sie sind gefesselt davon, dass Leute so etwas überhaupt wagen. Sie staunen über das tägliche Hineinlaufen in die Ungewissheit, was Weg, Unterkunft und Brot betrifft. Sie hören, wie wir selbstverständlich über das Gebet allein oder in der Pilgergemeinschaft sprechen. Sie erleben mit, welche Gastfreundschaft und Hilfsbereitschaft uns begleitet hatte und wie wir darin Gottes Vorsehung im ganz Konkreten fanden. Mir scheint, dass wir im einfachen Nacherzählen unserer Erlebnisse und mit den Bildern der Wallfahrt eine sehr tiefe Schicht, die Sehnsucht in jedem Menschen, ansprechen. Eine der schönsten Früchte dieses Weges ist die Möglichkeit des Erzählens. Ich verstehe sie als Verkündigung der ganz ursprünglichen und konkreten Art. Eine andere schöne Frucht ist das Buch mit den Gedichten, die ich laufend auf dem Weg schreiben konnte. Es ist auf Pfingsten 2012 hin bereits erschienen: Hildegard Aepli: Zu Fuss bis Jerusalem, Pilgergedichte. (Echter Verlag) Würzburg 2012 [vgl. untenstehendes Kästchen].

Hildegard Aepli

3. Grössere Aufmerksamkeit

Das lange, gleichmässige und asketische Laufen hat in mir Erfahrungen gezeitigt, die mich prägen. Gerne will ich sie mein Leben lang bewahren und pflegen – wünschen würde ich sie gerne allen, weil sie tief bewegend und schön zugleich sind:

a. Dankbarkeit

Zunächst bin ich sehr dankbar dafür, dass wir diese Pilgerschaft machen durften und konnten. Wir sind alle heil angekommen – das ist wunderbar! Wir haben alle nach diesem unüberschaubar langen Weg glücklich bis erschüttert Jerusalem mit der Grabes- und Auferstehungskirche Christi erreicht.

b. Dünnhäutigkeit und Vertrauen

Unterwegs mussten wir beinahe jeden Tag eine neue Unterkunft suchen; das müssen wir jetzt nicht mehr: Trotzdem ist mir die Feinfühligkeit und Dünnhäutigkeit geblieben, zu der mich das lange Ausgesetztsein weichgeklopft hat. Diese tägliche Unsicherheit hat in mir das Vertrauen gestärkt: Gottes Vorsehung ist pünktlich, sie schmiegt sich an unsere Pläne. Und ich habe dieses Vertrauen behalten dürfen, auch wenn es jetzt nicht mehr so deutlich an der Oberfläche dahergeschwommen kommt, sondern in die Tiefe einsinkt. Besonders in meiner neuen Aufgabe als Dekan der Theologischen Fakultät der Universität Freiburg bin ich dankbar für diese Erfahrung.

c. Hier und jetzt

Leider neige ich dazu, gewisse – vor allem unangenehme – Dinge auf die lange Bank zu schieben. Auf dem Weg gab es oft Situationen, wo wir umgehend entscheiden mussten: Wir diskutierten über eine Einladung oder eine Unterkunft, aber die Gelegenheit war beim Schopf zu packen oder abzulehnen. Aufschub gab es nicht, die Chance ist dann einfach vorbei: Ich habe für mich daraus gelernt, nicht auf Luxuslösungen oder bessere Angebote zu warten, vielleicht sogar perfekte Ergebnisse anzustreben, sondern das anzunehmen, was im Moment genug ist. Wenn es genügt, genügt es – jetzt! – Und das zu tun.

d. Sorge besonders um Syrien

Mit grosser Sorge verfolge ich die Nachrichten aus Syrien, habe ich mich doch lange und sehr im Detail mit diesem Land vertraut gemacht, um einen gangbaren Weg hindurch zu finden. Es berühren mich die vielen Menschen, die wir getroffen haben, die ahnten und sich davor fürchteten, was kommen wird.

e. Pilgernde Kirche

Im kleinen Viererkreis haben wir «pilgernde Kirche» erlebt: Sie ist ausgesetzt, auf Gastfreundschaft und freundliche Menschen angewiesen, sie hat einen Blick in die Zukunft und ein Ziel – das Reich Gottes und das himmlische Jerusalem –, sie kennt manchmal nicht einmal theoretisch, geschweige denn praktisch den unbekannten neuen Weg. Zugleich ist es unglaublich schön, wenn nach einer längeren Wegstrecke die ersten und die letzten um denselben Tisch Platz nehmen und feiern können.

Franz Mali

4. Eine Lebensmetapher für das Christsein

Das Pilgern nach Jerusalem war für mich nicht eine Unternehmung unter anderen. Es ist mir Ausdruck meines Lebens schlechthin geworden. Mehr, als ich gedacht habe, bringt es wohl ganz allgemein Christsein zur Anschauung. Darum kann ich mir auch

nicht vorstellen, in gleichem Sinn an einen anderen Ort zu pilgern. Zu Fuss nach Jerusalem zu gehen, erscheint mir rückblickend Symbol eines christlichen Lebens zu sein. Es hat einen sakramentalen Charakter erhalten, und dies in zweifachem Sinn:

a. Pilgern: Bild für den christlichen Lebensweg

Erstens bedeutet Pilgern, das Leben als Weg zu verstehen und als ein Gehen zu vollziehen, das letztlich zu Gott führt. Dazu gehören Landschaften unterschiedlichen Charakters. Es gibt Wegstrecken, die mühsam, und andere, die leicht zu bewältigen sind. Auch Begleitungen und Begegnungen gehören vielfältig dazu. In dieser Haltung, die verschiedenen Lebensabschnitte anzunehmen und sie zu gestalten, dabei aber das eine Ziel nie aus den Augen zu lassen, ist die Frucht der Spiritualität des Pilgerns. Mir wurde es zu einer Weise, den vielgestaltigen Lebensweg auf den Einen hin in ein Verhältnis zu setzen. Letztlich geht es um ein Vertrauen in die Begleitung und Führung Gottes auf den vielen Wegen, die sich zu einem Weg formen. Ich hoffe, in den kommenden Jahren meines Lebens und Wirkens stets auf das Pilgern als Lebensmetapher zurückgreifen zu können.

b. Jerusalem: Die dreimal heilige Stadt als Ziel

Nach Jerusalem pilgern bedeutet zweitens, sich von dieser Stadt und ihrer Geschichte prägen zu lassen. So habe ich mich mit dem Pilgern in die Geschichte all jener eingeschrieben, die sich bereits nach Jerusalem aufgemacht haben. Christen, Juden und Muslime sind mir bei aller unterschiedlicher Zielsetzung zu Verbündeten geworden. Vor allem aber habe ich den Exodus aus Ägypten als entscheidendes Paradigma erlebt. Dieser Weg durch die Wüste in die Freiheit, die sich dann an Gottes Wort bindet, hat zum Ziel, Gott eine Wohnung in der Welt zu bereiten. Er findet seine Vollendung im Aufstellen der Bundeslade in Jerusalem und darüber hinaus in Christus, der sie daselbst gelebt und verkörpert hat. Mein Gehen habe ich stets als Teilhabe an diesem Auszug und Einzug begriffen. Dabei hat mir nicht nur die irdische Geschichte Jerusalems, sondern auch das himmlische Jerusalem, das mit Jesu Auferstehung Wirklichkeit geworden ist, geistliche Impulse geschenkt. Das Hinleben auf das Reich Gottes hat eine besondere Note bekommen. Noch nie konnte ich die persönliche und soziale Dimension biblischer Spiritualität so gut miteinander verbinden.

c. Die neue Aufgabe: Provinzial der Schweizer Jesuiten

Unterwegs kriegte das Pilgern für mich überraschend eine zusätzliche, völlig neue Sinnspitze: Ich erfuhr, dass ich Provinzial der Schweizer Jesuiten werden sollte. Da sich dies bewahrheitet hat, sehe ich das Pilgern nun auch als Vorbereitung darauf. Ich muss es rückblickend als Einübung in die neue Sendung sehen. Der Weg wurde Exerzitium, wie wir Jesuiten es gerade vor grossen Aufgaben machen. Diese unvorhersehbare Fügung ist eine Frucht, die nur die Vorsehung bewerkstelligen kann. Sich ihr und dem Pilgern nach Jerusalem auszusetzen, wünsche ich vielen andern auch.

Christian M. Rutishauser

Zu guter Letzt: Neues

Gerne stehen wir weiterhin für Vorträge und Erzählungen über unsere Wallfahrt zur Verfügung. Es gibt eine DVD: «Die Schrittweisen – zu Fuss nach Jerusalem» mit zwei Filmen von Christof Wolf SJ über die Pilgerreise sowie einer Routen-Anleitung für GPS, die im Lassalle-Haus bestellt werden kann. Die DVD enthält auch die Aufnahmen der interreligiösen Friedenskonferenz von Jerusalem, die in Zusammenarbeit mit dem dortigen Elijah Interfaith Institute organisiert worden war (vgl. unten). Weitere zwei Bücher sollen von uns über die Wallfahrt noch erscheinen.

In den kommenden Jahren planen wir, mit Gruppen in den verschiedenen Ländern Abschnitte des Wallfahrtsweges nach Jerusalem zu gehen, jeweils für etwa 8 bis 12 Tage: Schon jetzt kann man sich für die erste Etappe nach der Schweiz anmelden: Von Müstair nach Innichen in Südtirol: 15.–26. Juli 2013. Anmeldungen sind an das Lassalle-Haus erbeten.

Franz Mali

DVD «Die Schrittweisen»

Die Schrittweisen. Zu Fuss nach Jerusalem. Ein Film von Christof Wolf (DVD Koproduktion Lassalle-Haus Bad Schönbrunn und Loyola Productions Munich GmbH 2012).

Die DVD enthält einen 50-minütigen Hauptfilm von Christof Wolf SJ über die Pilgerreise, eine Routenanleitung für GPS und die Aufnahmen der interreligiösen Friedenskonferenz von Jerusalem sowie weitere Extras; besonders nützlich ist der knapp halbstündige Film für den Unterricht (Unterrichtsmaterial ist online einsehbar unter: www.lassalle-haus.org/ZuF_Jer.pdf). Die DVD kann zum Preis von 36 Franken bestellt werden über: info@lassalle-haus.org

Zu Fuss bis Jerusalem

Hildegard Aepli: Zu Fuss bis Jerusalem. Pilgergedichte. (Echter Verlag) Würzburg 2012, 175 Seiten.

Hildegard Aepli, eine der vier Schweizer Pilgernden, die vom Sommer bis Weihnachten 2011 die rund 4300 Kilometer von der Schweiz nach Jerusalem zu Fuss zurücklegten, nutzte diese Zeit, ihre Erfahrungen und Eindrücke in kurzen und eindringlichen Gedichten zu Papier zu bringen. Diese Kurzgedichte sind im wahrsten Sinne des Wortes «laufend» entstanden. Deren rasche und gute Veröffentlichung ermöglicht nun, die in vielfacher Hinsicht bewegende Wallfahrt geistig nachzuvollziehen: Sehr lesenswert! *(ufw)*

AMTLICHER TEIL

BISTUM BASEL

Erteilung der Priesterweihe
Am Sonntag, 24. Juni 2012, hat der Diözesanbischof von Innsbruck, Mgr. Dr. Manfred Scheuer, im Auftrag von Bischof Dr. Felix Gmür in Innsbruck Diakon *Julius Dsouza* zum Priester geweiht.

Bischöfliche Kanzlei *Ruth Späni*, Sekretärin

Ernennung
Bischof Dr. Felix Gmür ernannte Diakon *Carsten Gross-Riepe* auf den 1. Juni 2012 zum Co-Dekanatsleiter des Dekanats Basel-Stadt für den Rest der Amtsperiode 2010 bis 2014.

BISTUM CHUR

Ernennungen
Bischof Dr. Vitus Huonder ernannte:
P. *Robert Camenzind* MSF zum Pfarradministrator der Pfarrei Hl. Margaretha in Nuolen;
Felix Reutemann zum mitarbeitenden Priester in den Pfarreien Hl. Martin in Seuzach und Hl. Stefan in Wiesendangen;
Daniel Mario Bühlmann zum Vikar der Pfarrei Hll. Peter und Paul in Stans;
Theo Füglistaller zum Vikar der Pfarrei Herz Jesu in Zürich Oerlikon.

Missio canonica
Bischof Dr. Vitus Huonder erteilte die Missio canonica an:
Markus Greber als Pastoralassistent in der Alters- und Krankenseelsorge der Pfarrei St. Franziskus in Zürich-Wollishofen;
Andreas Berlinger als Pastoralassistent in der Pfarrei Heilige Familie in Richterswil.

Chur, 5. Juli 2012 *Bischöfliche Kanzlei*

BISTUM ST. GALLEN

Altarweihe Oberbüren
An der St.-Ulrichs-Kirche Oberbüren sind umfangreiche Renovationsarbeiten nach mehreren Monaten abgeschlossen worden. Am Sonntag, 1. Juli 2012, hat Bischof Markus Büchel den Altar in einem feierlichen Gottesdienst mit Chrisamöl gesalbt und Reliquien des hl. Ulrich, von Bruder Klaus und von Vinzent Pallotti eingelegt. Die Pfarrkirche St. Ulrich wurde 1858 nach den Plänen des bekannten St. Galler Architekten F. W. Kubli erbaut. 1926 wurde der Innenraum erstmals umgestaltet, 1964 der Kirchenraum weitgehend weiss gestrichen, wodurch er viel an kirchlicher Mystik verlor. Verbleibende Wand- und Deckenbilder standen isoliert da, und der Raum wirkte in den vergangenen Jahren grau und verbraucht.
50 Jahre nach dem Zweiten Vatikanischen Konzil ist der Kirchenraum nun renoviert und an das heutige Liturgieverständnis angepasst worden. Auch die Farbgebung von 1926 ist anlässlich der Renovation wieder aufgenommen worden.

ORDEN UND KONGREGATIONEN

Im Herrn verschieden
Karl Artho SMB, Immensee
Bruder Karl Artho, geboren am 8. Januar 1924 und aufgewachsen in Gommiswald (SG), bildete sich zum Landwirt aus. Als solcher war er in Zimbabwe auf verschiedenen Missionsstationen tätig, bis ihn 2005 gesundheitliche Probleme zur Rückkehr in die Heimat zwangen, wo er in der Pflegeabteilung des Missionshauses in Immensee betreut wurde. Er starb dort am 7. Juni 2012 und wurde auf dem Friedhof der Gemeinschaft begraben.

DOKUMENTATION PPK

Für eine lebendige Kirche in bewegter Zeit

Wir dokumentieren im Folgenden das Communiqué der Pastoralplanungskommission der Schweizer Bischofskonferenz (PPK) über die Frühjahrs-Plenarversammlung vom 8./9. Mai 2012, die im Lassalle-Haus in Bad Schönbrunn abgehalten wurde.

Pastoral der Nähe
Die Herausforderung, kirchliches Leben auch in kleinen Pfarreien, in ländlichen Gebieten oder in Gebirgsregionen zu gewährleisten, beschäftigt alle Schweizer Diözesen. Der Rückgang des Seelsorgepersonals kann dabei auch als Chance gesehen werden, Neues zu gestalten. So wird die Verantwortung für das kirchliche Leben im Nahbereich, in der Nachbarschaft oder in der lokalen Pfarrei mehr und mehr in die Hände von Freiwilligen übertragen. Die Pastoralplanungskommission spricht sich dafür aus, lokale Pfarreien nicht durch Zentralisierung zu verdrängen, sondern sie in grösseren pastoralen Strukturen subsidiär zu unterstützen. Insbesondere die Modelle aus Nachbarländern wurden in der PPK diskutiert.
Aus dem Bistum Linz (Österreich) erläuterte die Diözesanverantwortliche für die Pastoral in Pfarreien, Monika Heilmann, das oberösterreichische Modell. In Linz werden Freiwillige in den Pfarreien so gefördert, dass sie für einen festen Zeitraum in einem Team die gemeinsame Verantwortung für das Leben der Pfarrei tragen können. Das Modell von Linz hat Parallelen zum Modell von Poitiers (Frankreich). Auch in Poitiers wird kirchliches Leben durch Teams von Freiwilligen getragen. Während jedoch das Modell von Poitiers vor dem Hintergrund einer schon gänzlich entkirchlichten Region entstanden ist, bringt die oberösterreichische Kirchenwirklichkeit noch die Ressourcen lebendiger Pfarreien mit.

Verantwortung in Teams
In der PPK bestand in der zentralen Frage Konsens, dass es vorteilhaft sei, die Verantwortung für das Leben der Kirche vor Ort perspektivisch nicht Einzelpersonen zu übertragen, sondern den Aufbau von Freiwilligen-Teams anzustreben. So soll die allgemeine Berufung aller Getauften gewürdigt und animiert werden.

Eucharistie als unverzichtbares Merkmal der Kirche
Als komplexe Frage wurde die Rolle der Eucharistie bei der Erneuerung der Strukturen einer Pastoral im Nahbereich diskutiert. Kirchliches Leben kommt nicht ohne die Eucharistie aus. Zugleich darf der Mangel an Pries-

tern nicht dazu führen, kirchliches Leben nur noch so weit zu gewährleisten, wie es Priester gibt. Die Diskussion in der PPK hat Spielräume und neue Perspektiven erbracht. Zum einen wurde deutlich, dass sich in der Kirchengeschichte unterschiedliche Formen der eucharistischen Wirklichkeit der Kirche abgewechselt haben. Unsere heutige Normvorstellung vom sonntäglichen Kommunionempfang in der Pfarrei basiert auf einer mitteleuropäischen und nur gut einhundertjährigen Praxis. Gerade eine ausschliessliche Zuspitzung des Verständnisses der Eucharistie auf ihre Rolle in der sonntäglichen Feier in der Pfarrei führt dazu, dass andere Dimensionen der Eucharistie im Leben der Kirche vergessen werden. Gemeint sind Dimensionen, die sich nicht allein in dem unmittelbaren Erleben der liturgischen Eucharistiefeier erschöpfen. Angesichts einer mehr und mehr kirchendistanzierten und liturgisch unerfahrenen Generation von Kirchenmitgliedern stellt sich die Frage eines tieferen Verständnisses von Eucharistie noch radikaler. Inspiriert durch Erfahrungen der in der Westschweiz prägenden «Pastorale d'engendrement» (Pastoral aus einem Vertrauen auf die Gegenwart Gottes in jedem Menschen) wurde an eine Grundhaltung erinnert, die das in der liturgischen Eucharistiefeier Gefeierte auch im Leben der Menschen und im Zeugnis der Christen untereinander und gegenüber der Gesellschaft erkennt und daraus zu leben lernt.

Diese Reflexionen bestärken die PPK in ihrem Votum zu Gunsten lokaler kirchlicher Strukturen, die aufgrund fehlender Möglichkeit zur liturgischen Eucharistiefeier nicht einfach als defizitär gewürdigt werden sollen.

Interkulturelle Pastoral als Querschnittaufgabe

Die Förderung interkultureller Pastoral war ein weiteres Schwerpunktthema. Die katholische Kirche in der Schweiz ist in weiten Teilen eine Kirche aus Migrantinnen und Migranten, die eigene kulturelle und sprachliche Traditionen mitbringen. Hier wird es je länger, je mehr darum gehen, Strukturen der Pastoral zu etablieren, die kirchliche Gemeinschaft einerseits und Wertschätzung bleibender Vielfalt in der Kirche andererseits miteinander verbinden. Angesichts der hohen Individualisierung im Bereich kultureller Identitätsbildung wurde ein Ansatz der Interkulturalität diskutiert, der darauf abzielt, in der Kirche mehr «Barrierefreiheit» für unterschiedlichste Menschen herzustellen. Gewünscht wurde dabei die Förderung einer Willkommenskultur gegenüber Migrantinnen und Migranten in der Kirche. Eine solche Willkommenskultur wird von der PPK nicht nur als aktuelle Herausforderung, sondern als Grundhaltung der katholischen Kirche in der Schweiz verstanden, die voraussichtlich noch über Jahrzehnte durch Migration geprägt sein wird. Hier berühren sich weltweite Entwicklungen mit dem pastoralplanerischen Horizont der katholischen Kirche in der Schweiz.

Pastoralplanung im Horizont der Gesamtschweiz

Die pastorale Herausforderung durch Migration stellt eine der Fragen dar, von denen die katholische Kirche in der ganzen Schweiz in allen Bistümern betroffen ist. Im Kontext einer immer kleiner werdenden Welt, in der Grenzen ihre Bedeutung verändern, greifen lokale, regionale und globale Entwicklungen ineinander. Für die Kirche und ihre Pastoral wird daher die Suche nach gemeinsamen, Sprachregionen und Bistümer verbindenden Lösungsansätzen an Bedeutung gewinnen. Hier sehen die Mitglieder der Pastoralplanungskommission der Schweizer Bischofskonferenz einen wichtigen Grund ihrer Arbeit. Gerade im Kontext des Jubiläums 50 Jahre Zweites Vatikanisches Konzil wurde die Bedeutung der pastoralen Verantwortung der Kirche auf nationaler und gesamtgesellschaftlicher Ebene unterstrichen.

Pastoralplanungskommission der Schweizer Bischofskonferenz (PPK)

Die Pastoralplanungskommission (PPK) ist eine Frucht des Konzils. Sie berät die Schweizer Bischofskonferenz seit 1966 in zentralen Fragen der Pastoral. Die PPK leistet einen Austausch über pastorale Erfahrungen in den verschiedenen Sprachregionen, sie reflektiert gesellschaftliche Rahmenbedingungen für das Leben der Kirche und sucht nach Lösungsperspektiven. Die Geschäftsführung der PPK liegt seit 1968 beim Schweizerischen Pastoralsoziologischen Institut (SPI) in St. Gallen.

Präsident der PPK der SBK ist Dr. Odo Camponovo (Pastoralamt Bistum Basel), Geschäftsführender Sekretär ist Dr. Arnd Bünker (Leiter des SPI, St. Gallen).

Weitere Infos: www.pastoralplanungskommission.ch

BUCH

Christen im Irak

André Stiefenhofer: Der Irak. Christen im Land der Propheten. (Verlag Kirche in Not) München 2011, 76 S., durchwegs farbig illustriert.

Vor lauter Libyen, Ägypten und Syrien ist der Irak etwas in den Hintergrund getreten. Dabei ist dieses Land seit dem Überfall der USA extrem sicherheitsgefährdet, was alle Leute erfahren müssen, besonders aber die Christen. Die Verantwortlichen halten sich gegenüber den offiziellen Stellen bedeckt – hier aber bekommen wir ungeschminkte Auskünfte. Vor 2003 noch über eine Million Christen, jetzt ca. 300000, viele ermordet, vertrieben, arbeitslos. Eine Delegation von «Kirche in Not» weilte im Mai 2011 in «Kurdistan» (nördlicher, noch einigermassen sicherer Teil des Irak) und konnte mit Christen (einfache Gläubige und tapfere Bischöfe) reden, an Gottesdiensten teilnehmen, mit einem «halsbrecherischen» Bischof herumfahren usw. Das Büchlein ist sachlich, aber warmherzig geschrieben und mit hervorragenden Farbillustrationen versehen – so wie es eben heute dort zu und her geht. Man möchte dem Büchlein eine weite Verbreitung wünschen. *Iso Baumer*

Portal kath.ch

Gratisinserat

Das Internetportal der Schweizer Katholiken/ Katholikinnen

HINWEIS

Convict Salesianum mit neuer Leitung

Das Convict Salesianum in Freiburg i. Ü. bekommt eine neue Leitung. Aufgrund der Demission der bisherigen Stelleninhaber wird die Hausleitung des Convicts Salesianum neu strukturiert. Der Stiftungsrat konnte auf Empfehlung der Schweizer Bischöfe die internationale Gemeinschaft «Chemin Neuf» für diese Aufgabe gewinnen. Die katholische Gemeinschaft mit ökumenischer Berufung betraut Jean-Charles und Pascale Paté mit der Führung des Hauses. Sie werden zu Beginn des neuen Studienjahres ihre Tätigkeit in Freiburg aufnehmen. Das neue Konzept sieht vor, dass die Führung des Betriebes in die Hausleitung integriert wird. Ab Januar 2013 übernimmt daher die Gemeinschaft «Chemin Neuf» zusätzlich die operative Leitung des Hauses von der Firma DSR.

Für die deutschsprachigen Theologiestudierenden konnte im Sinne einer Übergangslösung Pater Hans Schaller SJ für die Studienbegleitung vor Ort gewonnen werden. Er steht für persönliche Gespräche zur Verfügung und wird die Studierenden einmal im Monat zu einem Gemeinschaftsanlass ins neu gebildete «Haus der Priesterseminare» in Givisiez einladen. Die Theologiestudierenden werden im Verlauf des Sommers genauer darüber informiert werden.

Anton B. Zaugg, Präsident des Stiftungsrates Salesianum

Weitere Informationen über das Salesianum unter: www.salesianum.ch

Liturgierechtliche Klarstellung: Es gilt das Messbuch von 1975/1988.

Seit der Veröffentlichung eines Briefes von Papst Benedikt XVI. an den Vorsitzenden der Deutschen Bischofskonferenz vom 12. April 2012 häufen sich die Anfragen zur aktuell geltenden liturgischen Rechtslage. Der Brief betrifft die seit geraumer Zeit laufende Übersetzungsarbeit am Missale Romanum, editio typica tertia von 2002/08. Das «pro multis» des Kelchwortes der Einsetzungsworte solle, so der Papst, im neuen Messbuch auf Deutsch mit «für viele» wiedergegeben werden. Die bisher gebrauchte Formulierung «für alle» sei keineswegs falsch, sondern sage im Gegenteil richtig das eigentlich Gemeinte, weiche aber vom biblischen Text und von der lateinischen Fassung des Hochgebetes ab. Es geht dem Papst um eine wörtliche Übersetzung. Er begründet seine Auffassung und fordert von den Priestern zu gegebener Zeit eine «Katechese», welche die zu erwartenden Verunsicherungen bei den Gläubigen auffangen soll.

Nun ist da und dort der Eindruck entstanden, der Papst habe eine Veränderung des aktuellen Messbuchs vorgenommen. Das ist nicht der Fall. Er selbst feiert in italienischer und in deutscher Sprache nach der aktuellen Ausgabe des Messbuchs. Deshalb sei an dieser Stelle erinnert: Es gelten unverändert die approbierten liturgischen Bücher. Solange also kein neues von der Bischofskonferenz approbiertes und von der Gottesdienstkongregation rekognosziertes Messbuch für das deutsche Sprachgebiet vorliegt (womit in kurzer Frist kaum zu rechnen ist; vgl. die ausführlicheren Informationen in SKZ 178 [2010], Nr. 39–40, 672), gilt vollumfänglich und verbindlich das Messbuch von 1975 bzw. dasjenige in zweiter Auflage von 1988. Genaue Angaben zu den liturgischen Büchern finden sich im Direktorium und werden dort jeweils aktualisiert (unter 9.). Sie sind beim Liturgischen Institut lieferbar: Vgl. www.liturgie.ch.

Peter Spichtig op, Leiter des Liturgischen Instituts, Freiburg i. Ü.

Sie stehen im kirchlichen Dienst beziehungsweise vor oder inmitten einer beruflichen Weichenstellung?

Coach

fachkompetent, berufs-, lebens- und auch kirchenerfahren begleitet, berät und unterstützt Sie gerne individuell, prozess- und lösungsorientiert auch längerfristig bei der Reflexion Ihrer Tätigkeit oder bei einer anstehenden beruflichen Neuorientierung auf der Basis einer tragfähigen, von Akzeptanz und Vertrauen geprägten Beratungsbeziehung.

Anfragen und Angebote unter Chiffre 25502 LZ Fachverlag AG, Sihlbruggstrasse 105a, 6341 Baar.

Autorinnen und Autoren dieser Nummer
Hildegard Aepli
Bischöfliches Ordinariat
Klosterhof 6b, Postfach,
9000 St. Gallen
aepli@bistum-stgallen.ch
Dr. *Winfried Bader*
Leopoldweg 1d, 6210 Sursee
winfried.bader@pfarrei-sursee.ch
Dieter Bauer
Ludwigstrasse 18
D-73240 Wendlingen
dieter.bauer@bibelwerk.de
Dr. *Iso Baumer*
Rue Georges-Jordil 6
1700 Freiburg
iso.baumer@bluewin.ch
Prof. Dr. *Franz Mali*
Univ. Miséricorde
Av. de l'Europe 20, 1700 Freiburg
franz.mali@unifr.ch
Prof. Dr. *Gilles Routhier*
Bureau 812, Pavillon F.-A.-Savard
2325 Rue des Bibliothèques
Université Laval
Québec (QC) G1V 0A6 / Canada
gilles.routhier@ftsr.ulaval.ca
Esther Rüthemann
Friedhofstrasse 2, 8645 Jona
esther.ruethemann@krj.ch
P. Dr. *Christian Rutishauser* SJ
Lassalle-Haus Bad Schönbrunn
6313 Edlibach
christian.rutishauser@lassalle-haus.org
Peter Zürn, dipl. theol. et dipl. päd.
Bibelpastorale Arbeitsstelle
Bederstrasse 76, 8002 Zürich
peter.zuern@bibelwerk.ch

Schweizerische Kirchenzeitung
Fachzeitschrift für Theologie und Seelsorge

Amtliches Organ der Bistümer Basel, Chur, St. Gallen, Lausanne-Genf-Freiburg und Sitten

Redaktion
Maihofstrasse 76, Postfach
6002 Luzern
Telefon 041 429 53 27
E-Mail skzredaktion@lzmedien.ch
www.kirchenzeitung.ch

Redaktionsleiter
Dr. *Urban Fink-Wagner* EMBA

Redaktionskommission
Prof. Dr. *Adrian Loretan* (Luzern)
P. Dr. *Berchtold Müller* OSB (Engelberg)
Pfr. *Heinz Angehrn* (Abtwil)

Herausgeberin
Deutschschweizerische Ordinarienkonferenz (DOK)

Herausgeberkommission
GV Dr. *Markus Thürig* (Solothurn)
Pfr. *Luzius Huber* (Wädenswil)
Pfr. Dr. P. *Victor Buner* SVD (Amden)

Verlag
LZ Fachverlag AG
Sihlbruggstrasse 105a, 6341 Baar
E-Mail info@lzfachverlag.ch

Stellen-Inserate
Telefon 041 767 79 03
E-Mail skzinserate@lzfachverlag.ch

Kommerzielle Inserate
Telefon 041 370 38 83
E-Mail hj.ottenbacher@gmx.net

Abonnemente
Telefon 041 767 79 10
E-Mail skzabo@lzfachverlag.ch

Abonnementspreise
Jährlich Schweiz: Fr. 153.–
Ausland zuzüglich Versandkosten
Studentenabo Schweiz: Fr. 89.–
Ausland zuzüglich Versandkosten

Nachdruck nur mit Genehmigung der Redaktion. Nicht angeforderte Besprechungsexemplare werden nicht zurückgesandt.
Redaktionsschluss und Schluss der Inseratenannahme: Freitag der Vorwoche, 12.00 Uhr.

Kipa-Woche als SKZ-Beilage
Redaktionelle Verantwortung:
Redaktion Kipa, Bederstrasse 76
Postfach, 8027 Zürich
E-Mail kipa@kipa-apic.ch

IM – Schweizerisches katholisches Solidaritätswerk

Helfen Sie über Ihr Leben hinaus

Solidarität mit bedürftigen Katholiken: Berücksichtigen Sie die IM in Ihrem Testament.

Broschüre bestellen:
Tel. 041 710 15 01
info@im-solidaritaet.ch
www.im-solidaritaet.ch

LIENERT KERZEN EINSIEDELN
Tel. 055/412 23 81
Fax 055/412 88 14
LIENERT KERZEN

AZA 6002 LUZERN
8702 / 120
Abtei
Kloster
8840 Einsiedeln
SKZ 29–30 19. 7. 2012